



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

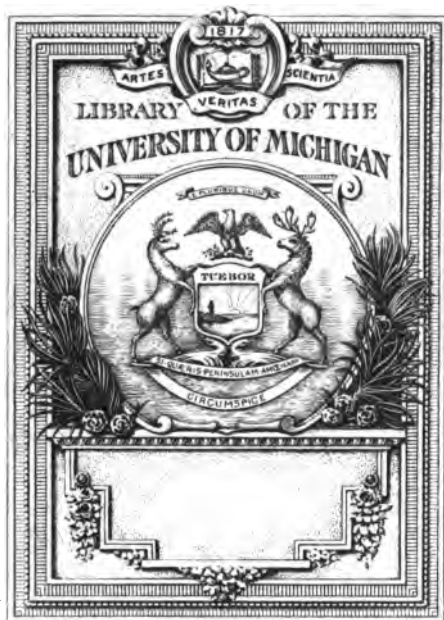
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,388,186

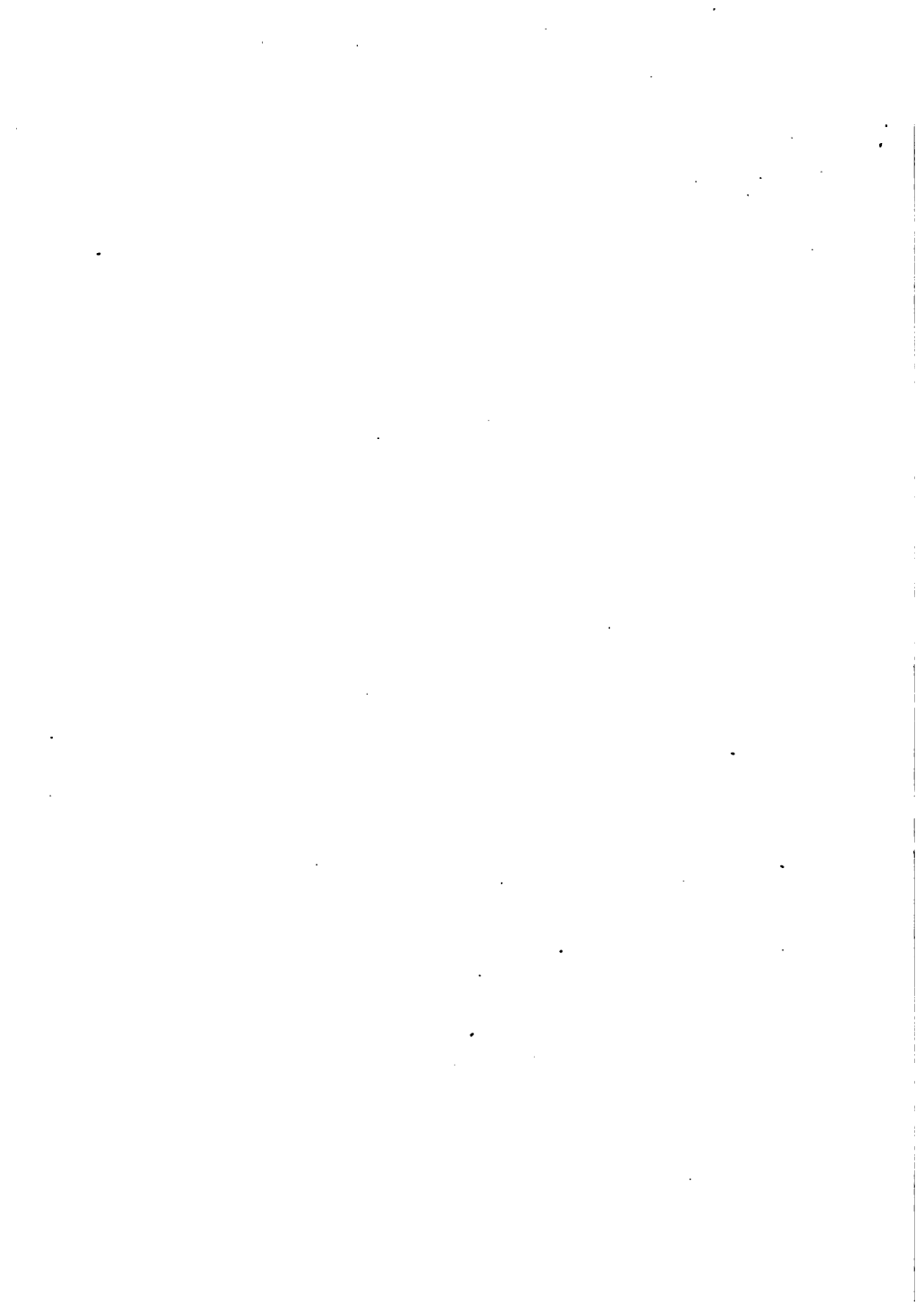
Arnoldo Zúñiga
Geschichtsbuch





838
Z967g





ഭേശ്വരൻ

Geschichtenbuch

von

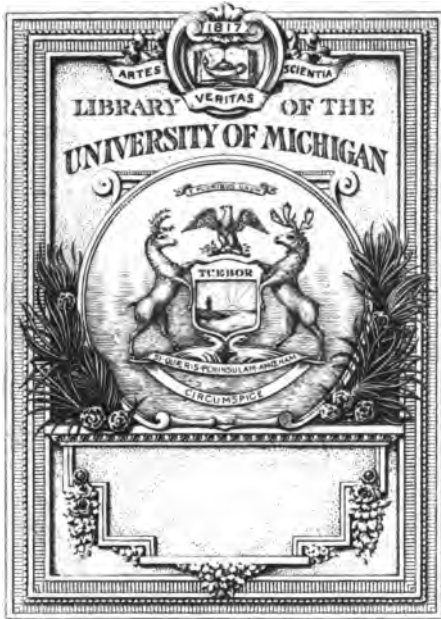
Arnold Zweig

Drittes und viertes Tausend



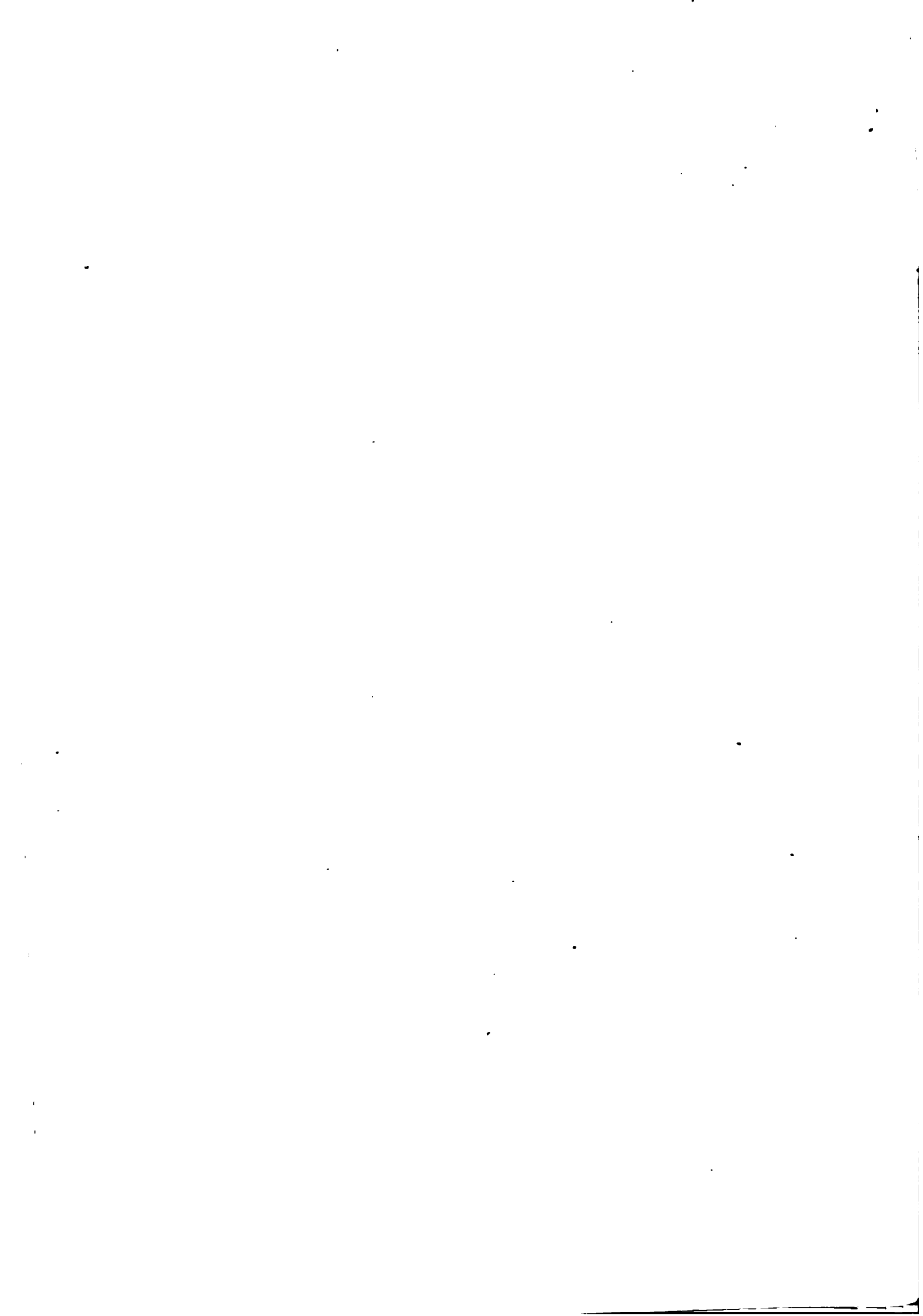
Albert Langen, München

719



838

Z 96'lg



ഭേശ്വരൻ

Geschichtenbuch

von

Arnold Zweig

Drittes und viertes Tausend



Albert Langen, München

Copyright 1916
by Albert Langen, Munich

Gertrude
Lutz
7.6.44
50877

Inhalt

	Seite
Abreise	7
Jerusalem errettet	29
Rebanchen	45
Die Flucht der von Spandow	61
Einéma	93
Der Gehilfe	111
Allah	129
Langente	143
Die Näherin	179
Sterben des Cinq-Mars	189
Quartetttag	201
Der Bürgermeister	213

7 26 11 22

Abreise

Rurze Zeit nur, kaum fünf Minuten nachdem der junge von Muhr die Überreste seines gewohnten Mittagsmahles, bestehend aus einem halben erd- braunen Soldatenbrot, etwas Butter, zwei kleinen runden Käsen und drei Tomaten sowie etlichen noch nicht ganz reifen Birnen, in eine Schublade verschlossen hatte, brachte der Briefträger, rotgesichtig strohend und mit blondem Schnauzbart, einen Brief und ein umfangreiches, „eingeschrieben“ gesandtes Paket; und der Empfänger erblich vor Scham, weil der wohlgenährte Beamte jene fünf Minuten eher hätte eintreten können; so aber vermochte er, etwas blaß, jedoch in vollkommener Haltung, die seinem gutgeschnittenen Anzug aus grauem Stoffe entsprach, den Empfang zu bescheinigen und dem Überbringer ein Trink- geld auf den Tisch zu legen, das die Kosten der eben ge- nossenen Mahlzeit um zehn Pfennig überstieg; der Name „Hubert von Muhr“ stand in großen harten Lettern, ohne jedes Zittern der schreibenden Hand hingesezt, in dem amt- lichen Buche, das der Bote zusammen mit seinem Lohn dankend einsteckte. Muhr sah zu wie Welt und Hoffnung zu Gallert erweichten und versielen, drehte mit toter und sanfter Ruhe, die eine völlig erledigte Angelegenheit zu be- gleiten pflegt, die Zigarette und las aus Gründen des Anstandes den Brief, mit dem der Verleger — der dritte,

dem er es gesandt — das Manuskript des Romans „Jesajas“ zurückgab, eines wilden, ja grausamen Buches, dessen biblische Menschen ein grelles, unheiliges Licht beschien. Und der Verfasser konnte nicht umhin zuzugeben, daß der große Verleger berechtigt war zu schreiben, dieses talentvolle Werk passe nicht in seinen Verlag; denn es war schon vorher seine Überzeugung gewesen, daß die meisten Autoren, die jener druckte, etliche Dichter ausgenommen, die er berühmt an sich zog, zwar hoffnungsvolle, aber völlig überflüssige Herren von zweifelhaftem Talent darstellten, deren Umgang von Muhr stets gemieden hatte. Leider stand nunmehr fest, daß er überhaupt keinen Verlag mußte, in den dieses Werk mit seinen Vorzügen und Mängeln gepaßt hätte . . . Er bereitete sich unverzüglich den gewohnten Tee und vertiefte sich alsdann, auf dem Sofa liegend und eine Zigarette an der anderen entzündend, in das Studium einer Fuge des Wohltemperierten Klaviers, die er lesend aufnehmen mußte, da er seit acht Monaten kein Instrument mehr hatte mieten können. Dies ging in Berlin vor sich, in einem Hofzimmer nahe am Tiergarten, vier Treppen hoch, gegen drei Uhr, an einem reinen und heißen Tage im Juni; der Himmel stand in den Rechtecken der Fensterkreuze wie eingespannter hellblauer Sammet.

Gegen halb fünf erhob er sich und wechselte Kragen und Schlips. Bald darauf scholl von unten her, aus dem Hofe, in den man wie in einen hohlen steinernen Turm hinab sah, ein helles kurzes Schreiten und das jauchzende Bellen eines Hundes von guter Rasse, später öffnete sich die Tür, und ein hochbeiniger eisengrauer Schäferhund

stürzte herein, um sogleich an von Muhr emporzuspringen — die spitze Schnauze stieß kalt an seine Stirn — und in seiner wilden und rührenden Art, durch Sprünge, Jauchzen und den peitschenden Schweif seine Freude über das Wiedersehen kundzutun; der junge Mann aber hob ihn an den beiden Vorderfüßen vom Boden auf, so daß er aufgerichtet stand, und blies ihm seinen Atem auf die Nase und in das weißbezahnte Maul. „Alter Adam,“ sagte er, „nun, alter Adam?“ und indem er mit der Linken liebevoll den biegsamen Rücken streichelte, reichte er die Rechte einer jungen Dame in hellgrünem Straßenkleid und reichem braunem Haar, die während dieses Willkommens lächelnd ihren Hut abgenommen und auf das Bett gelegt hatte, einen weiten, gelblichen Strohhut mit grünen Blumen. Dann schob er den Hund beiseite, legte ihr den nun freien Arm um den Leib und küßte sie. Indes sei schnell bemerkt, daß Adam sein Eigentum war, ihm zugleich mit einer Monatsrente von dreißig Mark als Verpflegungsgeld von einem nun verstorbenen Onkel vermacht, und daß er dieses Eigentum, als es ihm vor einem Jahre ziemlich schlecht zu gehen begann, einem fast genialen Einfall folgend an seine Freundin verkaufte; so daß die wohlhabenden Eltern der jungen Dame, die den Schriftsteller innig haßten, ahnungslos außer der Kaufsumme von einhundert Mark sowohl Steuer als auch Futter des Hundes bezahlten, während dieser keinen anderen Herrn über sich erkannte als den jungen Mann und das Fräulein, welches ihn, wie er wußte, sozusagen zu Lehen trug.

Als die junge Dame das Paket auf dem Tische liegen

sah, erblaßte sie langsam in einem immer tiefer eindringenden Schrecken. Nach einer Pause, während der man den Hund am Fenster schnüffeln hörte, fragte sie: „Was nun?“ Diese zwei Worte, mit zitternder Stimme gesprochen, erhielten einen völlig ratlosen und verzweifelten Ausdruck von den Augen her, die durchsichtig und angstvoll vom Gesichte des jungen Mannes eine Antwort zu lesen versuchten, noch ehe sie gesagt war. Er begegnete ihrem Blick mit trübem Lächeln, setzte sich auf das türkisich bunte Sofa, zog sie neben sich und an sich, und antwortete endlich, anscheinend ohne ihrer Frage zu genügen: „Soll ich gestehen, daß ich . . . gehofft hatte? Du auch? Er war berechtigt, das Ding da abzulehnen; aber es ist gemein, daß er dazu elf Monate brauchte. Die Geringschätzung der Literatur, die er damit ausdrückt, ist bemerkenswert.“ — „Er ist ein Flegel! aber was nun?“ Auf diese erneute und dringliche Frage hin verzerrte er den Mund zu einer Grimasse des äußersten Ekels und entgegnete, indem er mit der Linken wagrecht die Luft durchschnitt: „Ich habe genug; bis hier hin,“ und er deutete auf den Mund; „ich mache nicht mehr mit. Ich gedenke abzureisen.“ Sie schlang leidenschaftlich den Arm um seinen Hals und rief: „Ich komme mit, ich bleibe nicht hier,“ und in ihrer Stimme kündigten sich die Tränen an, die alsbald ihre Augen füllten. Er küßte ihren Scheitel, festigte seinen Ton und begann: „Wer verlangt das? Aber prüfen wir ruhig, und entscheiden wir bündig. Ich frage, du antwortest.“ Sie trocknete das Gesicht: „Frage.“ Er sah ihr hart in die Augen und fing an: „Kannst du diesen schmutzigen Zustand noch länger ertragen, daheim Haustochter

hier meine Geliebte?“ „Nein,“ sagte sie. „Werden deine Eltern aufhören, meinen Namen nur mit Schimpfwörtern zugleich zu nennen?“ — „Nein,“ sagte sie. „Und was geschähe, wenn man die Wahrheit über uns beide erführe?“ — „Sie würden mich schlagen,“ sagte sie. „Obwohl du zwanzig Jahre alt bist?“ Sie nickte. „Und was geschähe, wenn ich um dich anhielte?“ „Er würde dich hinauswerfen,“ sagte sie, „und mich mit seinem Sozius verheiraten.“ Er nickte. „So wollen wir uns trennen?“ — „Nein,“ sagte sie schauernd. „Und kannst du das Leben teilen, das ich führe, dieses Proletariatsleben?“ — „Nein,“ sagte sie. „Bleibt uns etwas anderes als dies beides, weiter warten oder . . . abzureisen?“ — „Nein,“ sagte sie. „Wollen wir aufs Ausichtslose warten?“ — „Nein.“ — „Und also müssen wir abreisen?“ — Sie schrie einen Augenblick, hob den Kopf und legte beide Arme auf seine Schultern. So sahen sie sich eine Sekunde in die Augen, unerbittlich und trostlos. — „Ja,“ sagte sie. Der Hund Adam saß, auf die Vorderfüße gestützt, vor ihnen und besah sie, gespitzten Ohres, freudig mit seinen gelben Augen. „Nehmen wir ihn mit?“ Sie nickte.

•

Innerhalb zweier Tage verkaufte er seine Leuchter, seine Laffen und die beiden Bilder von der Wand hinter dem Tisch, den er als Schreibtisch benutzte, und die er beim Arbeiten gern in seinem Rücken wußte; er übergab seine Bücher einem Antiquar für den fünften Teil ihres Wertes und die überflüssigen Kleider einem Trödler für den zehnten. Alles in allem besaß er darauf einhundert-

acht Mark. Dann benutzte er einen ganzen Tag, um die Stöße beschriebenen Papiers, die den Niederschlag seines Lebens darstellten, in zwei Teile zu sondern, von denen der kleinere das Aufzubewahrende enthielt: den Roman (den er nicht einmal auspackte, da er das Manuskript nicht mehr ansehen konnte, ohne sich seelisch zu vergiften), einige Szenen und eine größere Novelle; auch die schon gedruckten Studien und Skizzen legte er dazu, Gedichte in einem Heft schönen Papiers und andere, die er rückwärtslos aus seinen Tagebüchern herausriß, in denen er sie nach der Vollendung verzeichnet hatte. Die Tagebücher selbst warf er in den Korb des zu Verbrennenden; nur das, was er von seinen Münchener und Pariser Tagen notiert hatte, sollte erhalten bleiben, als Denkmal jener glücklichen Zeit, in der er wild und asketisch wie ein Soldat gelebt und mit der Kunst gekämpft hatte. Er blätterte jetzt darin, und diese leuchtenden Wochen und Monate standen auf und erfüllten sein Herz mit sehnsüchtiger Bitterkeit. „Welch ein Anlauf, Lenore!“ sagte er zu dem Mädchen, das bleich und schweigsam auf dem Stuhle am Schreibtisch saß und in Briefen blätterte, „welch ein Anlauf! Und nun kein Sprung, sondern Verbeugung und Rücktritt, wie ein Clown im Zirkus.“ „Ja,“ sagte sie, und um nicht allzuviel von ihren Gefühlen zu verraten, lächelte sie traurig: „Es ist schade um alles . . .“ mit einer Stimme, die weder den Anfang noch das Ende der Rede verdeutlichte, sondern sie als Fetzen irgendwo hängen ließ. „Hier,“ schloß sie und schob den ganzen Haufen Briefe an die Tischkante, um sie in den Papierkorb fallen zu lassen: ihre Antworten und seine Briefe.

Aber er fing die stürzenden Blätter behend in einem großen Karton: „Nein. Das bleibt. Sie sollen das eines Tages drucken und wissen, wer du warst.“ Sie errötete schwach, hob die Achseln und sagte: „ach,“ mit der Stimme der endgültigen Anteilslosigkeit. Schließlich wurde das Ganze verpackt, verschnürt und gesiegelt, und an Herrn Erich Balsamin adressiert: „Er ist der geborene Herausgeber,“ sagte von Muhr lachend, „deine Wiener Kassebrüder sind alle Herausgeber. Er hat Takt und kennt mich.“ — „Aber ihr seid doch jetzt verfeindet,“ rief Lenore staunend. „Nur distanziert; und zwischen uns macht das nichts aus; man hilft sich, ob man sich gerade haßt oder liebt.“ Und er setzte sich an den Tisch und ermächtigte den Gegner, zu lesen und drucken zu lassen, was er wolle, falls innerhalb eines Jahres keine Gegenweisung komme; „denn ich gedenke zu verreisen,“ schloß er den kurzen Brief. „Sicherlich wird er sofort alles lesen,“ meinte Lenore, während er das Kuvert verklebte. „Gewiß; aber was tut uns das? Uns kann das gleich sein, ganz gleich.“

Darauf wurden die Vorbereitungen fortgesetzt. Eine Freundin, verheiratet und gefällig, verschaffte ihr mit einiger Mühe die Erlaubnis, sie drei Tage zu besuchen; dies war erlogen und Vorwand, ausgiebiger Reisemittel wegen aber unumgänglich. Da sich eine kurze Fußwanderung anschließen sollte, wurde schließlich auch die Mitnahme des Hundes Adam genehmigt; ein schönes Kleid für die Stadt und ein sachliches für den Weg verstanden sich von selbst. Von Muhr hatte nur noch aus dem Leihhause einen großen alten Ring aus tiefblauem Lapis mit Perlenrand und Buchstaben aus Perlen und einen kleinen Revolver auszulösen,

eine zierliche Waffe mit graviertem Lauf und elfenbeiner-
nem Griff, die er sofort in allen sechs Kammern lud —
diese Erbsen seiner Mutter gedachte er mitzunehmen.
Wenn er nun seinen Mantel anzog, den grauen Hut auf-
setzte und in die linke Hand die Reisetasche nahm — einen
Stoß trug er nicht — so war er reisefertig.

Und dann verschwanden die beiden.

In Warnemünde sahen sie durch den Flor erschütterter
Tränen das Meer, schwärzlich und jenseits der Molen
aufgeregt; das Firmament zerriß eben seine Wolken mit
dem goldenen Himmel, der der Sonne vorhergeht. Kopen-
hagen hob seine Türme — runde Türme und kantige und
Doppeltürme, von goldenen Treppen spiralig umroundene,
kuppelgekrönte und aus Drachenschwänzen gedrehte — in
hellblaue, manchmal durchregnete Luft; aber die beiden
Flüchtlinge mußten ein Haus, in dem sie Brüder und
Schwestern fanden — marmorne und bronzene: sie ver-
flochten ihre Seelen mit den leidstarrten Antlitzern der
„Bürger von Calais“, die auf der Straße wanderten
in ewiger Pilgerschaft nach dem Tod, und sie küßten scheu
den Marmor, aus dem Pygmalion geformt war, oder
ein Mädchenhaupt, das dem Bloß entwuchs, auf dem
wie auf all den anderen Wesen ein Name gemeißelt stand:
Rodin. Die grünen Ebenen des flachen Landes wurden
von Baumgruppen geteilt wie ein Vers von seinen Hebungen:
Bahn und Kutsche trugen sie hindurch wie lesende Augen
ein Gedicht durchwandern, schlagenden Herzens. Schlösser
richteten sich im metallenen Klang ihrer Namen auf und
blieben zurück, sie hielten ihre Gärten und Höfe als gemäßigtes

Gefolge um sich versammelt: Frederiksborg, Fredensborg — und dann standen sie auf einer lichten Terrasse, die nach dem schwarzblauen Grunde abfiel, im Schatten der Thürme und Mauern der Kronborg, in Helsingör. Drüben blaute das schwedische Land.

Sie erlebten das alles, als wanderten sie auf hohen Bergen, in der kältesten Luft, die trunken macht. Ihre Seelen zitterten vor gespannter Erhabenheit, und sie sahen mit ganz gleicher Inbrunst den Anblick ihrer geliebten Anflüge und den vertrauten ihrer entkleideten Körper ein, wie den der kleinen saphirenen Wellen, die weißbeschaumt den Strand betasteten, an dem sie badeten: während Adam ihre Kleider bewachte, ausgestreckt und die Vorderpfoten übereinander gelegt, triefend und müde von dem jauchzenden Kampfe, den er mit den Wellen gefochten hatte, weil er sie für Liere nahm, in deren weißen Kopf man beißen mußte; wobei man außer salziger Nässe nichts ins Maul bekam ...

Sie schliefen wenig in diesen Nächten, denen die Dunkelheit fehlte; sie haßten den Schlaf, weil er sie voneinander riß, jeden in seine Dumpsheit oder seinen Traum, den der andere nicht teilte. Leben hieß: voneinander wissen, ineinander wurzeln, aufeinander vergehen.

Am Abend des vierten Tages kehrten sie zurück.

Der gelbe Raum, an dem die Nacht vorüberstaste, schüttelte stampfend die Schläfer und die beiden Überwachen, die sich aneinanderlehnten; das Licht über ihren Köpfen brannte dumpf in schwarzgrüner Hülle; aber vom Gange neben-

an wurden ihre Gesichter grell. Sie sagte: „Jetzt geht es also weiter — bis dorthin.“

„Ist das nicht endlich aufatmend und rein? Oder willst du zurückbleiben?“

Als Antwort legte sie ihm den Arm um die Hüften.

„Liebe,“ setzte er atmend fort. „Ich habe ein Mittel gefunden, nichts zurückzulassen; ehe ich's fand, graute mir manchmal. Sie sollen nichts von uns anrühren, wenn wir uns nicht mehr wehren können.“

Sie bat: „Sage es.“ Ihre Augen schatteten groß in dem weißen Gesicht.

„Entziehen wir doch dies Letzte den Worten. Es ist gut; als einziger Einwand wäre zu nennen, daß es romantisch ist und ein bißchen pathetisch.“

Sie meinte ruhig: „Uns hat das nichts zu verwehren.“

„Nicht wahr?“ lächelte er; „wir werden uns nicht schämen. Allerdings verschweige ich nicht: es wird einen reichen Bürger etwas Geld kosten.“

Als Antwort bog sie die Mundwinkel verächtlich abwärts.



Am Stettiner Bahnhof bestiegen sie ein leises Automobil. In der großen Frühe lag Berlin leer und zartfarben zu beiden Seiten der Straße die sie durchglitten. Zum ersten Male schien ihnen die Stadt schön: die goldene Kuppel des Reichstaghausees schimmerte im Morgenblau, durch das Brandenburger Thor ward der Blick in die majestätisch breite Straße hineingerissen, deren Linden dem Schlosse zustreb-

ten, ganz hinten ragend in goldnem Dunst; und schon huschten sie am Rande des Tiergartens hin, in dessen weitem Grün die Stare probten, und landeten am Potsdamer Platz, den sie noch niemals leer gesehen hatten und nicht wiedererkannten, so weit und so bedeutend streckte er sich hin. Das Warenhaus drohte unter seiner schwarzen Dachhaube wie die Burg des Erwerbs, die Leipziger Straße zu schirmen, die sich spaltete wie eine Schlucht ohne Ende, hinten erfüllt von zartrosigem Nebel. Sie stiegen aus.

Sie nahmen im Café ein Frühstück, dann schliefen sie, indes ein fast leerer Zug sie nach Wannsee führte, auf den grau gestreiften Polstern liegend, während Adam sie bewachte. Aussteigend lächelten sie sich an: wie müde sie noch waren! und so verloren sie sich in den hohen Wäldern hinter dem Bahnhofe und schliefen weiter, unter seinem Mantel, den Hund zu ihren Füßen und die Wipfel der Kiefern über sich im ausgespannten Blau des werdenden Sommertags. Die Umseln sangen, und Adam schnappte nach allen Mücken und verfehlte nicht eine.

Sie erwachten mittags. Sie fühlten, daß ihnen zu völliger Erfrischtheit nur ein Bad mangelte; und da er nicht weit, in einer Ausbuchtung jenes Seearmes, den man den kleinen Wannsee nennt, eine einfache Badeanstalt wußte, gingen sie dorthin, liehen sich Badewäsche und trafen sich, ins Freie schwimmend. Den vollkommen gebildeten Körper seines Mädchens zu sehen, geschmeidig in dem durchfeuchteten Erkot, erfüllte den jungen Mann mit solcher Behmut daß er sie alsbald nicht mehr ertrug.

Sie kleideten sich an; um Adams willen beeilten sie sich, denn der Hund durfte in dieses Wasser

nicht mitgenommen werden und weinte am Eingang. Dafür schickten sie ihn an anderer Stelle nach hineingeworfenen Ästen; er holte sie, schwamm begeistert mit erhobenem Kopf, und sprang, sich schüttelnd, am Ufer entlang, gleichsam verjüngt und geschrumpft, weil das nasse Haar sich dem Leib anlegte. Sie kehrten in den Ort zurück, speisten auf der Terrasse eines alten und stillen Gasthauses, angesichts des großen Sees, in dessen tiefe Bläue die Buglinien vieler Segeljachten weiß und gebogen eintauchten, kauften dann — man hatte Juni, den Rosenmonat — ganze Büsche Rosen in allen Arten von Rict, und folgten rechts abbiegend der abgelegenen Straße, die zum Grabe des Dichters Heinrich von Kleist führt. Beide Arme voll Rosen und auch ihren Hut voll davon, den von Muhr wie einen Korb trug, eilte Lenore — ihr weißes Seidenkleid faltete sich um ihre Füße — den schrägen Weg und die Stufen hinab, die zu der Ruhestätte führen, einem Hügel im Schatten alter Ahornbäume, von Efeu begrünt und eisern umgittert, und streute alle ihre Blumen auf das ungeschmückte Grab. Dann sah sie ihr schönes Werk lange an, und von Muhr nickte, als er die Tränen bemerkte, die ihr die Augen zu feuchten begannen. Er suchte in seiner Brieftasche ein weißes Papier, schrieb diese Worte darauf: „Ave Caesar . . . Lenore und Hubert“, und schob es in den Efeu unter die roten Rosen. Sie wandten sich und stiegen die Treppen zum See hinunter; an den Landungssteg gebunden, der aufs Wasser hinausragt, lag ein kleines Ruderboot. Von Muhr sagte den Fuß darauf stellend: „Das ist gut; wir werden es brauchen.“ Und auf eine kleine weiße Jacht deutend, die un-

weit verankert im schmalen Wasser stand, dem Bootshaus einer der schönen Villen gegenüber, die den kleinen wie den großen Wannsee entlang gebaut sind, fügte er hinzu: „Dort liegt Iris, die ich gut kenne. Sie gehört dem Kaufmann Jachemich. Nun, wir werden sie ihm stehlen.“ Eine Uhr schlug; er zog die seine: „Drei,“ stellte er fest. „Wozu brauchen wir das eigentlich noch? Lebwohl, mein Schatz,“ und er warf sie lachend über das besonnte Wasser: sie blinkte silbern und verschwand. „Recht,“ stimmte sie bei; die ihre, aus Gold, hatten sie in Kopenhagen verkauft. Darauf stiegen sie wieder empor, am Grabe vorbei, dem sie vertraulich zunickten, kauften sich Früchte und kleine Brote, und gingen Arm in Arm dem Walde zu.

Der gelbe Weg duftete nach Staub und strahlte vor Hitze. Falter sonnten sich auf ihm mit ausgebreiteten Flügeln: dunkelbraune Trauermäntel, Tagpfauenaugen, blau-gespleckelt, und rotgebänderte Admirale. Die Bienen flogen, einen Schweif von Summen hinter sich ziehend, wie kleine Pfeile nach festen Zielen; aber ohne Richtung schwebten zwei hochzeitende Libellen im Blau: sie hielten sich mit den Füßen umklammert, ihre Flügelpaare schwirrten, und ihre Leiber formten ein fliegendes, stahlblaues Herz.

Sowie die Sonne, zum letzten Mal, hinunter sank, und Dunkel zwischen den Stämmen stand, drängte sich die Angst in die Herzen und machte der Brust das Atmen mühsam. Die beiden hielten sich aneinander fest, und

wenn Lenores Zähne aufeinander schlugen, riß Hubert sie noch enger in seine Arme. Sie hatten sich, geschützt von Einsamkeit, Dickicht und dem wachenden Hunde, aller Kleider entledigt, damit nichts mehr zwischen ihnen sei. In der verzweifeltsten Lust überhitzter Liebkosung und taumelnder Hingabe suchten sie Schutz vor der Angst, die sie von überallher bedrohte; sie preßten alle Süße aus dem Leben, um nur die Schale, wertlos und dürr, hinter sich lassen zu müssen.

Sie blieben im Grase liegen, solange es irgend anging . . . aber die furchtbare Unruhe erlaubte ihnen diese letzte Zuflucht endlich nicht mehr; sie mußten sich ankleiden. Sie mußten gehen, diesen Platz verlassen, Veränderung schaffen, entlaufen.

Jeder Schritt, den sie nun vorwärts taten, mit tappenden Füßen, während sie von ihren Gesichtern nur einen weiß phosphoreszierenden Schein sahen, führte sie in ein neues Land, und als sie vor dem Walde standen, war es, als schloße sich die Welt hinter ihnen zu und sei unerreichbar zurückgewichen, hinter grundlose Gräben und aufgezogene Brücken. Die Sterne brannten in maßlosen Fernen; daß der Weg unter ihren Füßen anhielt, und jeder Schritt noch immer Weg fand, war ein unglaubliches Wunder. Als der See vor ihnen lag, unterhalb des vorzeitloser Weile geschmückten Grabes, zitterte Lenores ganzer Körper; sie wollte den Freund bitten, ihr deswegen nicht zu zürnen, aber ehe sie ein Wort sprechen konnte, schüttelte sie ein Krampf so, daß sie stehen bleiben mußte. „Versprich mir,“ stotterte sie mit mühsam beherrschtem Munde, „daß du damit wartest, bis ich sage: jetzt;“ und

erst als er ihr sein Wort darauf gegeben hatte, konnte sie tiefer und menschlich atmen. Er war entschlossen, dieses Wort zu brechen. Er empfand es als Untreue und Verrat an ihrer stolzen und selbstherrlichen Seele; dennoch wollte er lieber, angesichts des Endes, seine Ehre verlieren, wenn er ihr dadurch die letzte Qual ersparte. Er faßte diesen Entschluß mit einem eifrigen und harten Geiste. Sein Inneres fühlte er erfroren und so verklammert wie die Rinnladen, die er aufeinander biß, als stürbe er schon.

Mit vor Anspannung kurzen Bewegungen löste er das Boot und ruderte leise zu der Jacht hin, die in die Halbhelle der Luft scharfe schwarze Linien schnitt, legte am Heck an, das Adam sogleich im Sprunge enterte, schwang sich hinauf, froh, seine Muskeln noch einmal anstrengen zu können, und hob Lenore an Bord des niedrigen Fahrzeuges. Der Nachtwind wehte schwach aber günstig vom Lande her; die Segel, das vordere um ein Lau, das hintere große um die Raa gewickelt, ließen sich leicht hissen, und indem er das Seil, mit dem das Schiff straff an seiner Boje hing, durch hastige Schnitte seines Dolches zum Reißen brachte, schob sich Iris leicht und ohne anderen Laut als das Zwittern des Wassers unter dem bewegten Bug zwischen den Ufern hin, unter einer Brücke durch und immer schneller ins freie nächtliche Wasser. Muhr begrüßte den großen See mit dem tiefen Atemzuge jenseits der letzten Entscheidung, denn nun konnte sie niemand mehr anhalten. Weder Lichter an den Fenstern noch Menschen waren zu sehen; über dem Wasser lag die Luft schwer und noch tagwarm, und die zahlreichen Jachten, zwischen denen man hindurchschlüpfte, lagerten

über ihren Spiegelbildern wie schlafende große Vögel. Der Weg breitete sich frei, keine Begegnung war zu fürchten, und so band er Segelleine und Steuer fest. Lenore, nackt, lag im offenen Hohlraum am Heck, weißer als die Segel schimmernd, und er warf sich neben sie hin, zu fühlen, daß er noch lebe. Sie riß sein Gesicht an den Haaren dem ihren nahe, und gab ihm die irte Liebe der letzten Nacht.

Fris zog ostwärts, die Havel hinauf. Über Berlin, rechts in der Ferne, lastete roter Glanz; aber die Schwärze des anderen Himmels ward nur verleßt und vertieft von den Sternen, durch deren ausgefäte Schar die Milchstraße einen silbernen Nebel wand. Orion reckte sich im Süden, geheimnisvoll drei schräge Sterne zeigend, Cassiopeia schrieb ihr strahlendes W in den Zenith; im Norden, heilig und vertraut, kreisten die Wagen um den Polarstern, und unterhalb des glänzenden Hauches der Plejaden brannte Sirius, unruhigen Feuers. Nicht weit von ihm, wie ein Auge offen, das nicht zuckt, grüßte golden ein Planet, Jupiter, die schwesterliche Erde.

Fris zog ostwärts, vor sanftem Wind. Möwen schrien mitten in der Flut, und aus dem Schilf antworteten die jungen Schwäne. Fernher, saugend und süß, zog das inbrünstige Singen der Nachtigallen, und manchmal das helle Bellen eines Hundes, von Adam im Bug mit Knurren aufgenommen. Fledermäuse taumelten; ein Entenvolk hob sich schreiend und fiel schallend ins Wasser zurück wie eine Explosion der Stille. Das Schnarren der Frösche deckte manchmal jeden anderen Laut, und zuzeiten erklang nur die Zwiegesprache, die das Wasser mit sich selber hielt.

Fris zog ostwärts. Adam schlief ein. Die Liebenden lagen beieinander, umarmt und stumm. Einmal nur sprach Lenore leise, indem sie sich Haare aus dem Gesicht strich: „Nicht vor Sonnenaufgang. Ich habe nie einen erlebt.“ Er flüsterte: „Gut.“ Der Wind tastete sanft über ihre Gesichter, erst warm, später kühler.

Fris zog ostwärts.



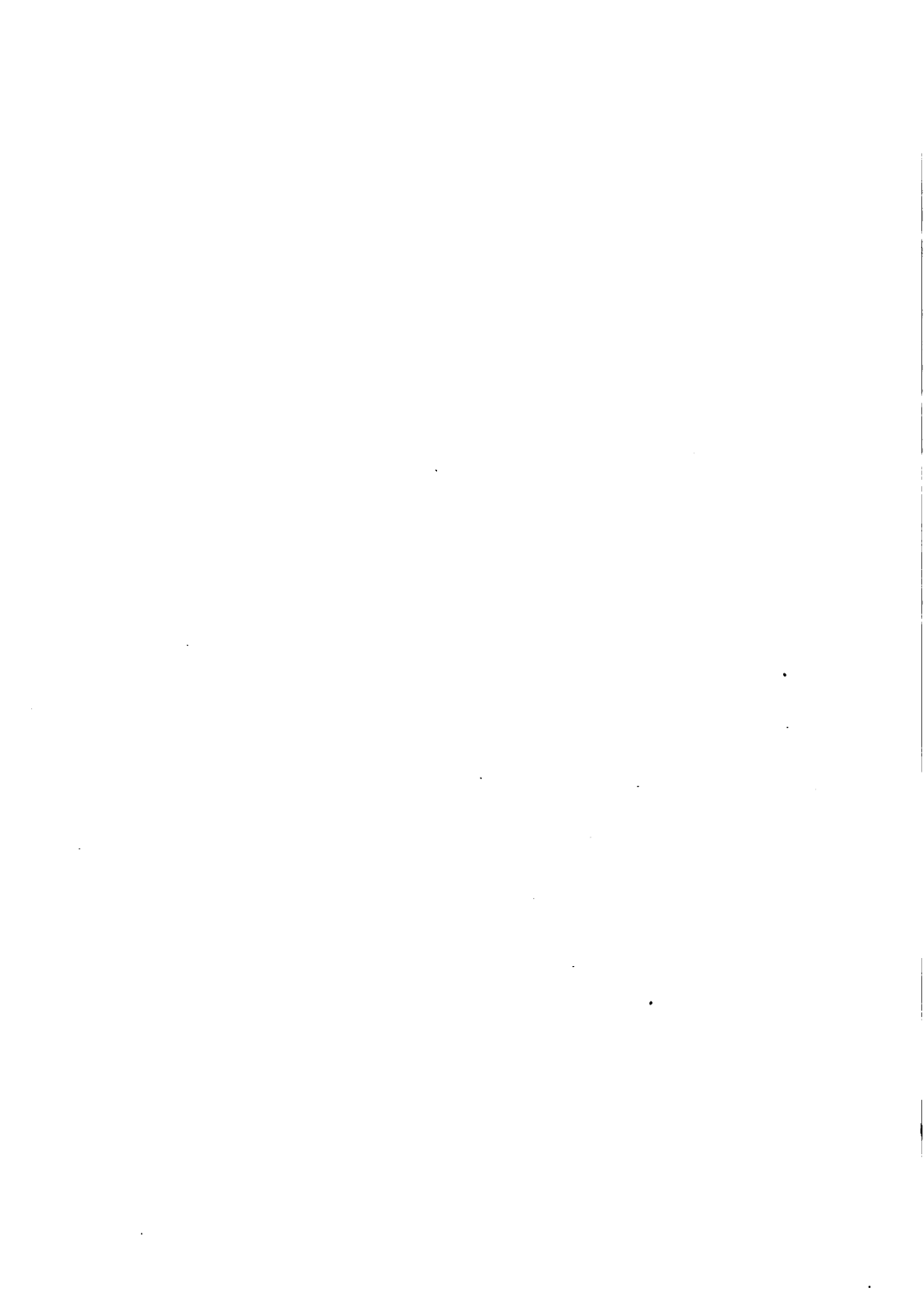
Wie es sich aufhellte, stand Lenore im Bug, weiß und seiden angetan, leicht überweht wie eine Fahne vom morgendlichen Wind, hielt sich an den Lauen und spähte umher, mit staunenden Augen. Sie kannte die Gegend nicht mehr, die Wälder, die das Ufer bläulich säumten und über denen die Lerchen jauchzten, unter einem Himmel, der sich rötete; sie kannte die Erde nicht in diesem Lichte. Sie atmete gierig die neue Kühle des unberührten Lages. Es schien ihr unnütz und grundlos, zu sterben. Sie hatte die Beschaffenheit des bürgerlichen Daseins vergessen; alle Ordnung und Gewohnheit war von den letzten Tagen verdeckt und entwirklicht. Da sich ihnen eine neue Welt aufgetan hatte, das grelle Glück der Fremde und der Flucht vor dem Sein, und eben, trotzdem, wieder eine andere emporstieg, der Morgen — warum sollte es nicht auch möglich sein, darin zu leben? Sie glaubte es. Die Brust hob sich ihr leicht unter einem glücklichen und gealterten Mädchengesicht. Indessen prüfte von Murr den Motor, der die kleine Yacht bei Windstille bewegte, und nickte, als er den Benzinbehälter gefüllt fand, und die Reservekanne Benzin, die er erwartet hatte; denn er kannte Herrn

Jachemich als einen ordentlichen Menschen. Danach stellet er sich neben das Mädchen, und blickte mit ihr, sehr blaß und sein Herz knechtend, daß es ruhiger gehe, in die glorreiche Röte des werdenden Tages. Er fühlte, daß Entschluß und Lat auf ihn zu fielen wie ein Stein von einem Stern: noch weit weg, und stets näher, und ihn endlich zermalmend. Eine selige Trunkenheit rang in Lenorens Blut, wie die Sonne erglühend kam; sie würden leben, sie würden noch glücklich sein! Mit erstickender Angst las er aus ihren Mienen die furchtvergeßene Freude; unter dem Vorwand, das Steuer habe sich gelockert, verließ er sie nach leichtem Kusse. Sie wendete ihr Antlitz der brennenden Pracht des Osthimmels wieder zu und rief schwärmend: „Laß uns leben, irgendetwie!“ Gleich einer Antwort krachte der Revolver; Hubert, jäh entsetzt, schoß ihr auf vier Schritte die Kugel ins Haupt, von hinten, unter den Haarknoten, nach kurzem Zielen. Die Wankende, Fallende fing er in seinen Armen, und sie verging sogleich, das Gesicht noch froh und von Röte erhellt. Er wunderte sich, daß er weinte, während er sie zum Heß trug und sanft niederlegte; er handelte in einem unheimlichen Abseits von sich. Ihr dichtes Haar trank alles Blut. Er schmiegte sich behutsam ganz über sie und küßte ihre Lippen: sie waren warm; kein Unterschied war zu merken gegen andere Gelegenheiten, bei denen sie, wie sie es liebte, sich küssen ließ, ohne zu erwidern. Er wäre lange so geblieben; aber der Hund, durch Knall und Blutgeruch verstört, tobte bellend um ihn herum: er erlegte den Lärmer in einer Art kalter Raserei durch zwei Schüsse in das offene rote Maul. Dann schwieg wieder alles still in ihm,

und er stand vor ihr und blickte von oben in das beruhigte Gesicht. Wenn sie noch hätte reden können, hätte sie ihn wohl ebenso ernst und sanft angesehen wie jetzt — denn ihre Lider hatte er nicht geschlossen, damit sie lebendiger bleibe — weit und dunkeläugig angesehen, und gesagt: Dank, Liebster; oder: Liebling? Sie pflegte beides zu gebrauchen, und er erwog, was sie wohl gewählt hätte. Er blickte abwesend . . es war wichtig, dies zu wissen . . . Darauf erwachte er zur Pflicht. Daß niemand nach seinem Tode den Körper der Geliebten anrühre (wovor ihn noch mehr erschauert hatte als ihr), entleerte er die Benzinkanne über die weiße Gestalt; die Kleider sätigten sich mit der Flüssigkeit und mischten einen brennenden und zwiespältigen Geruch in den würzigen Rauch des Pulvers, und der Rest befeuchtete die trockenen Bohlen des Verdecks. Alles mußte so geschehen, wie er es sich zurechtgelegt hatte: fiel jetzt ein Funke, so brannte das Heck lichterloh, der Wind warf sich hinzu und überlieferte die ganze Yacht dem Feuer, bis der Motor explodierte und der schwere Kiel die Überreste auf den Grund zog. Niemand würde etwas von denen finden, die gestern ausgefegelt waren, von Iris, Adam, Hubert und Lenore. Er lachte befriedigt und legte ein Streichholz in das Benzin dicht neben sich. Er sah noch das Heck in Flammen stehen, nahm den Lauf des Revolvers in den Mund, schmeckte gräßlich zitternd das säuerlich kalte Metall und biß darauf, ehe er abdrückte.



Jerusalem errettet



Der Abend sank in die bedrohte Stadt, die vom Lärm der Verwüstung toste. Alle Straßen, die zum Tempel hinaufstiegen, dröhnten von Menschen; manchmal wurden sie an die Häuser gepreßt von den Herden der Opfertiere, die, Rinder und Schafe, inmitten von Wolken roten Staubes, für den Morgen des nächsten Tages ins Heiligtum getrieben wurden; ein zehnfaches Bittopfer sollte dem Gotte verbrannt werden.

Orell schreiend warfen Frauen nackte Arme um die Hälse ihrer Männer, denn jene hatten gewaffnet alle Tore und die äußere Mauer zu bewachen; man wehrte ihnen matt, ohne Entschiedenheit und Zuversicht. Vor den Königshäusern ballte sich das Volk. Viele schrien, der König solle dem Feinde seinen Schatz öffnen und alle retten, obwohl sie wußten, daß die Schatzkammer leer war; andere drängten sich um einen Steinhaufen, deren es vom letzten Bauen viele gab, und von dem herab ein grauhaariger Alter heulend über alle diese Köpfe hinrief, Hiskija möge Jahwe seinen Erstgeborenen opfern, auf dem Brandaltar, denn er habe durch seinen Bund mit dem Ägypter den Gott versucht und den Großkönig in Zorn getrieben. Die Menge hörte unschlüssig und schweigend; aber ein Prophetenschüler fluchte dem Lasterer und heischte schäumend seine Steinigung: ein empörtes Wogen erfaßte die

aufgestachelten Menschen, ihre Furcht ward zur Raserei aufgeregt, alle Arme langten nach Steinen, und der alte Mann ward herabgerissen, zerschmettert und ganz unter Steinen begraben. In der Burg blieb es stumm; der König war nicht im Hause.

Vorgebeugt, gestützt auf den weißen Stab der Herrschaft, stand er auf der äußersten Mauer und blickte bekümmert und gehässig herab auf das Feld, das um die Wasserleitung am oberen Leiche vor der Stadt ausgedehnt war. Histija, sagten die ihm Wohlgefiniten, hatte den Kopf seines Ahnen David, braun und herrlich; freilich hingen seine Wangen schlaff, und der kaum Vierzigjährige sah aus stumpfen Augen. Es war im vierzehnten Jahre seiner Regierung, bei Untergang der Sonne, und das weite Gelände funkelte glühend rot von Helmen, Schwertern und Speerspitzen, die unzählbar in den geröteten Himmel gereckt waren, und brandete von dem Treiben der Männer, der Pferde, Kamele und Maultiere, die Sanherib, König von Assur, heraufgesandt hatte, Jerusalem zu erobern; und weil er selbst die Stadt Lachis belagerte, befahlen an seiner Statt der Erzschenk Rabsake, der Truchseß und der Erzkämmerer des Reiches. — Hinter Histija warteten fünf Krieger seiner philistäischen Leibwache mit spitzen Helmen, Schilden und langen Lanzen, daß er hinabsteigen würde; aber er rührte sich nicht, und nur seine Finger zertwöhnten die geordneten Locken seines schwarzen Bartes.

Endlich erstiegen keuchende Männer die Mauer, und der König wandte sich ihnen zu. Er hatte Eljakim und Sebna, den Hofmeister und den Schreiber, samt den Ältesten der Priester in Säcke gekleidet zu Jesaja dem Nabi

geschickt, dem Sohne des Amoz, damit er ihm rate und zu Jahwe flehe; denn Rabsake hatte den Gott Judas absichtlich gelästert, und vor allem Volke, das stumm und entsezt auf den Mauern horchte, laut in jüdischer Sprache gerufen, damit sie's alle verstünden: Wo ist ein Gott unter aller Lande Göttern, die ihr Land haben von meiner Hand ertettet, daß Jahwe sollte Jerusalem ertetten von meiner Hand? Der Schreiber und der Hofmeister bückten sich vor dem Könige; er redete hastig zu ihnen, mit matter Stimme, und sie erhoben sich und berichteten, daß der Mann Jahwes sich eingeschlossen habe, nachdem er ihre Botschaft angehört, zum Gebete. Dann sei er nach geraumer Zeit mit einem heiligen Anflitz herausgetreten, jeder sah, er hatte mit Gott geredet, und habe verkündet, daß der Herr seine Stadt um seines gewaltigen Namens willen ertetten werde, wenn sie sich zuvor von dem ungesühnt schreienden Frevel gereinigt habe, der noch in ihren Mauern sei. Man solle Simeon den Leviten aus der Zisterne des Königshauses hervorholen und seine Fesseln öffnen, dann solle man ihm ein scharfes Dpfermesser an die rechte Hand binden und ihn eine Stunde vor Mitternacht von der Mauer herablassen, damit er bis zu den Zelten der Feinde schleiche. Dort solle er siebenmal rufen, so laut er könne: Jahwe, Judas Gott, ist unsichtbar, heilig, überall und der stärkste! und sich dann das Messer ins Herz stoßen — denn sein Verbrechen an Jahwe sei solcher Art, daß er durch eigenes Todesurteil die Macht des Herrn wieder anerkennen müsse. Hernach alles andere.

Der König befahl, eilig den Leviten zu holen, aber Eljakim hatte ihn schon befreit. Er stieg die steile Treppe
Zweig, Geschichtsbuch

hinan, mühsam mit seinen verstümmelten Füßen, und stand in Ketten vor dem Könige. Seine Beine waren bis an die Kniee schwarz vom Schlamm der Zisterne. Er atmete gierig die Abendluft, seine Augen brannten in einem ganz mageren bärtigen Gesicht, und seine Ketten klirrten bei jeder Bewegung; an den Armen und im Gesicht trug er Bisse von Ratten, und die Daumen beider Hände und Füße hatte man ihm abgehackt, damit er vom Priestertum geschieden sei, und die Wunden mit Pech verklebt. Er war noch jung. Er hatte eine silberne Schale und einen Silberkrug vom Schatze des Heiligtums entwendet um eines Weibes willen, und mußte sterben. Das Volk hatte brüllend die Steinigung verlangt; aber der Rat der ältesten Priester zog vor, in dieser Nothzeit kein Urgernis zu geben, und hielt ihn in der Zisterne gefangen, seit sieben Tagen. Der König sah ihn mit Schauern an und trat zurück, denn er roch wie ein Aas. Er fragte ihn, ob er für Jahwe zeugen wolle, und der Sündige schlug die Fäuste an die Brust und rief heiser in den Lärm der Ketten, es sei eine Gnade. Er bereute. Der König befahl, ihn zu waschen und ihm Wein, Brot und Öl zu reichen; darauf stiegen alle herab, gerade als am Rande des Himmels die letzte Röthe fahl ward.

Die Assyrer hatten noch keinen Graben und Wall um ihr Lager gezogen; die hellen und geflickten Zelte des rechten Flügels trafen auf doppelte Pfeilschußweite an die Stadtmauern heran. In den Öffnungen dieser Häuser von Leinwand und in den roh geordneten Straßen dazwischen liefen die Söldner nackt umher und bereiteten sich für die Nacht, indem sie Korn zwischen Steinen zer-

riehen und Wasser herbeitrugen, in großen Tonschalen, die ihnen gepaart an einem Holzarme von der Schulter herabhängen, anzusehen wie eine Waage. Sie hatten die Nachhut gebildet und erst heute das Lager erreicht, junge Krieger und zum ersten Male in diesem Lande; nur einige Hauptleute hatten schon unter dem vorigen Großkönige gedient und vor drei Jahren Samaria erobert und verbrannt. Diese großgewachsenen Männer erschreckten, wenn sie Panzer und Kleider von sich warfen, die Einheimischen mit ihrer Haut von sonderbar weißer Farbe, ihren Haaren gelb wie Mais und ihren runden Augen blaugrau wie Meertiesel. Sie kämpften zu Fuß, gegliedert und geübt, dorische Hopliten von den Städten der Küste und von den ägäischen Inseln, manche selbst in Lakedämon geboren und darauf sehr stolz. Sie blickten nach der Stadt hinüber, begierig sie zu erobern, die voll sein mußte von Schätzen und Frauen; denn das ganze Heer redete noch davon, daß Histija dem Großkönig jüngst, um ihn sich geneigt zu machen, dreihundert Zentner Silber und dreißig Zentner Gold geschenkt hatte; und nach Frauen begehrten sie, weil Nabate verboten hatte, welche mitzunehmen, als sie von Lachis aufbrachen, der Erstürmung wegen die Begierde zu stacheln: als einige dennoch nachliefen, hieß er die persischen Schützen sie mit Pfeilen erlegen. Das Heer dehnte sich vor Jerusalem in einer sichelförmigen Krümmung: an die weißen Zelte der Dorer schlossen sich die schwarzen der Amalekiter, erprobter Krieger, unbehelmt und ungerüstet auf Kamelen reitend und im Fernkampfe dünne Wurfspeere schleudernd, die sie an Leichen vergifteten; nebenan bauten sich lederne und blau bemalte

Hütten auf, für die assyrischen Edlen, die ganz gepanzert von Sichelwagen herab stritten und als Leibwache der Feldherren um die Wohnung Rabsakes und seiner beiden Genossen lagerten. Vom linken Flügel her wieherten die Pferde der Perser. Sie schliefen ohne Zelte auf der Erde und kämpften beritten mit Bogen und Pfeil, unter runden Helmen und im Panzer aus doppeltem Linnen, gefüllt mit Schafwolle; und den äußersten linken Flügel hielten die Syrer, Fußvolk, bewaffnet mit dicken Speeren und Dolchen. Ihre gebogenen Säbel schliffen sie an der inneren Krümmung, und sie schirmten sich mit hohen Spizhelmen, Panzern aus Kupferbesetzten Riemen und großen Rohrschilden, bezogen mit Antilopenfell. Sie waren als erste vor der Hauptstadt angelangt und stellten ihre Wachen in Gruben aus, die sie mit ihren Schwertern gegraben hatten.

Die Griechen jedoch, erschöpft und schlafdurstig, nahmen sich dafür keine Zeit mehr. So ward bestimmt, daß ihre Posten in voller Rüstung wachen sollten, mit Panzern, Beinschienen, Helm und Schild, und alle drei Stunden abgelöst werden, obwohl an einen Ausfall niemand glaubte. Die Befehlshaber der Wache standen vor ihrem Zelte, nur mit dem Chiton bekleidet, und hörten zwei amalekitischen Häuptlingen zu, die ihnen in langsamer Rede die Gebäude der Stadt beschreiben; ein Dolmetsch übersetzte Wort für Wort aus der rauhen Wüstensprache in die dorischen Laute — als würden aus Raupen geflügelte Falter. Sie hatten sich mit den wortkargen Kamelreitern auf dem langen Zuge hierher befreundet, und ihre Augen folgten staunend den ausgestreckten braunen Armen, an deren

Handgelenken mit kurzen Ketten Dolche angehängt hingen. Sie sahen das Haus der Könige glänzen, das der Krieger David vor langer Zeit erbaut und sein Sohn Salomo, der zauberkundige, weitgemacht und innen mit Gold ausgekleidet hatte, in einer Nacht mit Hilfe schlangenköpfiger und geflügelter Seraphim; und auf dem Tempelberge ragte das Haus Jahwes, der dieses Landes Gott war und unsichtbar darinnen wohnte, in großer Macht und in Räumen ganz aus Gold. Die Hopliten jauchzten, es zu plündern; doch lachten sie verächtlich über den Gott, der sich niemandem zu zeigen wagte; weil jeder von ihnen wußte, wie seine Götter ausjahren, alt oder jugendlich, Männer bärtig und stark oder Frauen mit schöner Brust. Aber das Haus Jahwes glühte noch ganz rot auf seiner Höhe, als die Sonne längst verschwunden war; und plötzlich zeigten sie einander eine große Wolke im Osten, die sich rosenrot in vier langen und einem kleineren Streifen von einer Stelle des Himmels aus über das halbe Gewölbe reckte, ähnlich einer blutigen greifenden Hand, und erstaunten.

Die Luft lastete heiß, die Nacht brachte keine Kühlung, und obgleich die Wolke sich über den Himmel ausdehnte, behaupteten die Amalekiter, es werde nicht regnen. Sie saßen einige Zeit nach Sonnenuntergang mit den Griechen im Zelt die Nachtwache zu verkürzen, ganz in weißes Leinen gekleidet, braun und schwarzbärtig, die Fingernägel mit Henna gelbrot gefärbt und die Brust mit knöchernen Amuletten behängt, und tranken Wein aus ledernen Bechern, während die Griechen ihn gewässert aus hölzernen Schalen schlürften. Sie streckten sich nackt und weiß auf der Erde

und stöhnten vor Hitze. Neben Protokles, einem jungen Jüselgriechen, lag Agasilaos, reich an Narben, ein Hundertführer; er liebte den Jüngling; die Amalekiter wußten es und entsetzten sich heimlich über den Greuel. Der Weinschlauch leerte sich, und endlich hörte alles stumm auf den syrischen Dolmetsch, der von Jahwe sprach. Der Gott kam den Griechen nicht mehr verächtlich vor. Sie glaubten in der immer drückenderen Luft etwas von seiner Gewalt zu spüren, und ihrer leicht und bis in die Tiefe bewegbaren Einbildung erschien seine Unsichtbarkeit furchtbar und seine allgegenwärtige Herrschaft über dies Volk und Land die Seele angstvoll pressend. Eine Stunde vor Mitternacht nahm Agasilaos Helm, Panzer und Schwert und ging, die Posten nachzusehen. Vor dem Eingang kniete an einen Zeltpfahl gebunden, das Kamel der Amalekiter, auf dem sie, alle beide auf einem Tiere reitend, von ihren Zelten hart am Griechenlager hergekommen waren, und schlief. Das Heer war ganz stumm geworden, auch die Stadt schwieg, und nur die ölgenährte Lampe über den Trinkenden streute ein wenig Licht auch in die Schwärze der Neumondnacht.

Plötzlich vernahmen die Zecher ein gedehntes Schreien irgendwo nahe in der Finsternis. Sie sprangen jäh auf die Füße und lauschten ernüchtert. Es ließ sich gleich noch einmal hören, näher; die Amalekiter griffen nach ihren Amuletten, und der Dolmetsch übersetzte zitternd den Griechen: Jahwe, Judas Gott, ist unsichtbar, heilig, überall und der stärkste! — sogleich erscholl der Ruf zum dritten Male, und das Zelt stürzte lautlos ein. Das Gebrüll, in die dumpfen Träume des Reitkamels gedrungen, hatte ihm

einen Löwen vorgespielt, und beim dritten Rufe war es zitternd aufgesprungen, den Zeltpfahl mit sich reisend. Die von der schweren Leinwand Begrabenen glaubten, die Hand des Gottes schließe sich über ihnen, und schrieten vor Schreck. Es gelang einigen, sich zu befreien; sie stürzten in das Lager mit dem Rufe „der Gott, der Gott!“ und wurden sogleich niedergehauen; denn die ferneren Schreie Simeons hatten viele Schläfer geweckt, die halbtrunken noch vom Schlafe, nackt mit Waffen hinauseilten, um den Ausfall der Belagerten abzuwehren. Mit zornigen Ausrufen und in vollkommener Finsternis hieben sie aufeinander ein. Agasilaos führte im Laufe sämtliche Wachen herbei, die er ganz gerüstet im Stehen schlafend gefunden hatte; sie wollten ihre Schmach wettmachen und stießen alles nieder. Agasilaos selbst bohrte, zwischen Anderen die er tötete, dem Protokles das Schwert in den Rücken, als er sich gerade aus dem Zelte befreit hatte, und entfernte sich, nach Protokles rufend. An vielen Stellen des Gemegels, das immer breiter wurde, merkten sie an den Rufen der Kämpfenden und Wunden, daß Griechen gegen Griechen stritt; das erhöhte die Verwirrung und Raserei, der Feind schien überall und nicht zu greifen. Ein allgemeines Wogen und Weichen begann, und die hintersten Massen wurden in die Zelte der Amalekiter getrieben. Diese, die die Sprache der Griechen nicht kannten und über einem erbitterten Kampflärm nichts verstanden, wehrten sich nach ihrer Art. Den beiden nächsten Hundertschaften fehlten jetzt die beim Wachzelt gefallenen Führer; so kämpften sie ohne Befehl und schleuderten ihre Speere im Wogen in die hinteren Reihen der Angreifer oder töteten sie im Nah-

kampf, indem sie sie Brust an Brust umarmten und die Dolche an ihren Handgelenken ihnen in den Rücken stießen, denn man merkte den Gegner erst in Atemnähe. Die Hopliten verständigten sich im Dunkeln durch Rufe, ordneten sich und versuchten, die Kämpfe untereinander zu verhindern. Offenbar waren die Barbaren der Wüste Aufrührer und den Ebräern verbündet; man versuchte Fackeln anzuzünden, aber alles Feuer war zertreten oder von Leichen erstickt. Die Amalekiter warfen ihre Speere und wichen langsam zurück; die meisten verbargen sich hinter den Kamelen und schleuderten von dort ihre Köcher leer, einige stiegen auf ihre Tiere, aber sie fielen plötzlich tot herab. Denn während vorn die Phalanz der Hopliten drängte und tödlich vorrückte, hatte Kabsake, gewiß, daß ein verzweifelter Ausfall gemacht wurde, seine Leibwache um sich geschart und den Persern Befehl gegeben, den Amalekitem zu Hilfe zu kommen; die persischen Pfeile suchten sich Ziele unter den Kamelreitern. Diese merkten es und wandten sich, toll vor Wut und Verzweiflung, gegen den neuen Feind, die giftigen Wurfspeere antworteten lautlos dem Schwirren der Sehnen auf den Hornbögen. Als die Perser zu Pferde angriffen, ließ Kabsake alle Sichelwagen anscharren und rückwärts führen, um ihnen Platz zu machen; aber seine hölzernen Fackeln genügten nicht, und die stählernen Sensen an den Radnaben zerschnitten die Sehnen persischer Pferde. Die Amalekiter hatten gar kein Licht, und da die Perser keine Sprache verstanden außer der eigenen, konnten sie nicht hören, ob die Schlachtrufe ebräisch waren; sie nahmen, was vor ihnen drängte, für Feinde, und jene, obgleich sie

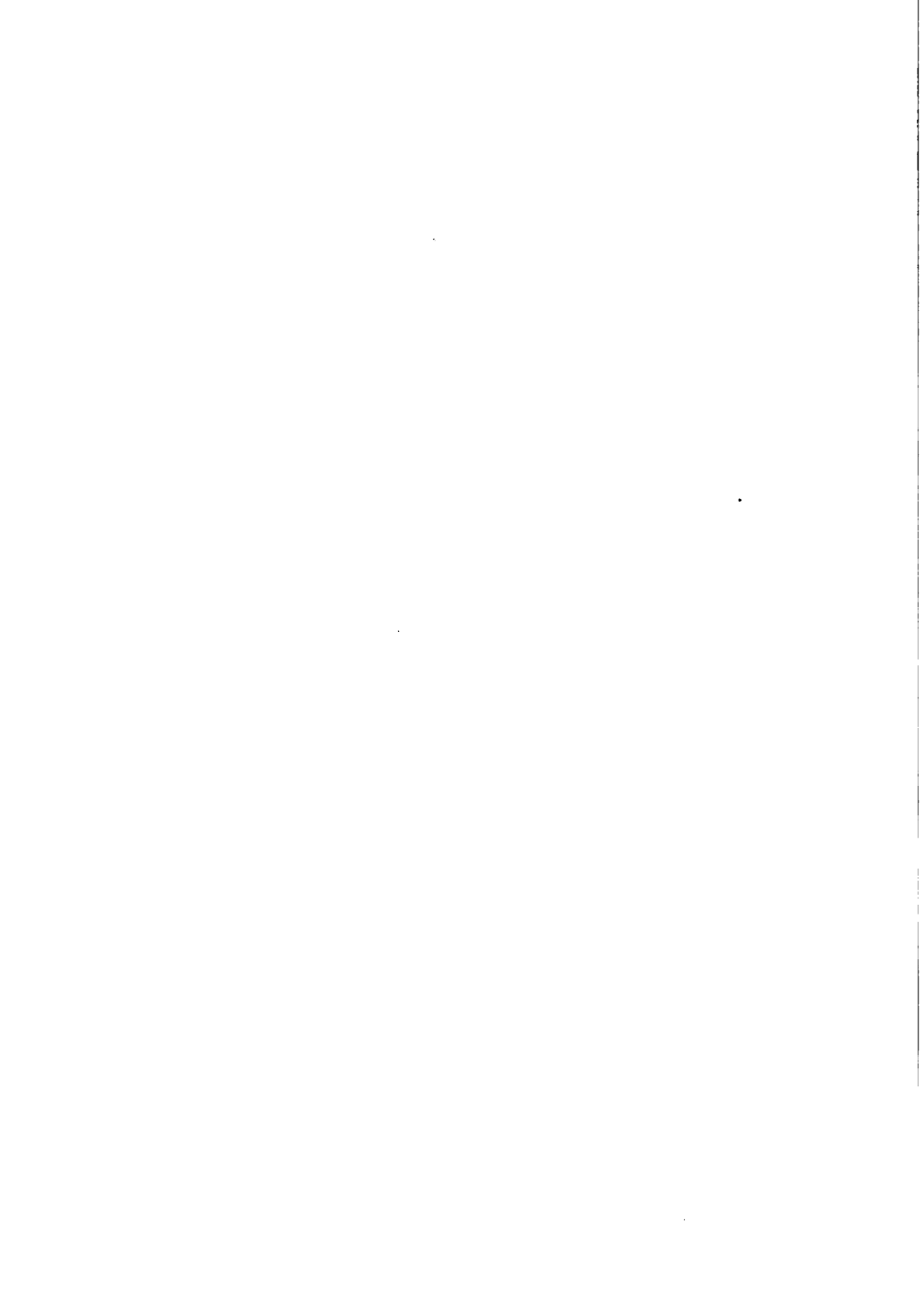
hin und wieder die persischen Rundhelme erkannten, konnten dennoch nichts tun als sich wehren.

Dieser Kampf Mann gegen Mann währte drei Stunden. Das Lager schäumte über von dem schauerlichen Getöse, in das aller Lärm zusammenfloß: das Klirren von Waffe an Waffe und der dumpfe Schlag von Waffen in Fleisch, das erbitterte Keuchen und Rufen der Kämpfer, die sich in der unerträglichen Finsternis wenigstens hören wollten, und das gellende Jammern der Verwundeten, auf die man trat. Aber alle Schrecken des gewohnten Kampfes wurden überwuchert von der Unbestimmtheit des Gegners und einer tiefen Angst vor seiner ungreifbaren Nähe. Schauder und Ungewißheit lähmten die Arme und stachelten zugleich einen tobenden Haß. Es gab Männer, die plötzlich gellend lachten und tanzten, andere fielen um, sobald eine kalte Waffe ihren nackten Bauch spitz berührte, viele hieben blind um sich und stießen von Zeit zu Zeit Schreie aus, bis sie ermüdeten und gleich erschlagen wurden; allen aber drang Todesschrecken ins erkältete Herz, lange ehe die unsichtbare Waffe des unsichtbaren Gegners jäh traf — kämpfte man gegen Nachtgeister oder böse Götter? und vergebens suchten die entsehten Augen, an das Dunkel langsam gewöhnt, unter den zahllosen Armen und Köpfen, die sich schwärzer in der schwarzen Luft bewegten, nach gewissen Massen von Feinden. Befehlsworte in allen Sprachen des Lagers wurden laut gerufen und befolgt und nährten das Gemetzel; es wurde beendet durch die Syrer, die in fester Ordnung aufstauchten und den Griechen stürmend in den Rücken fielen: denn da Rabsake glaubte, der rechte Flügel sei angegriffen und weiche, ließ er schließ-

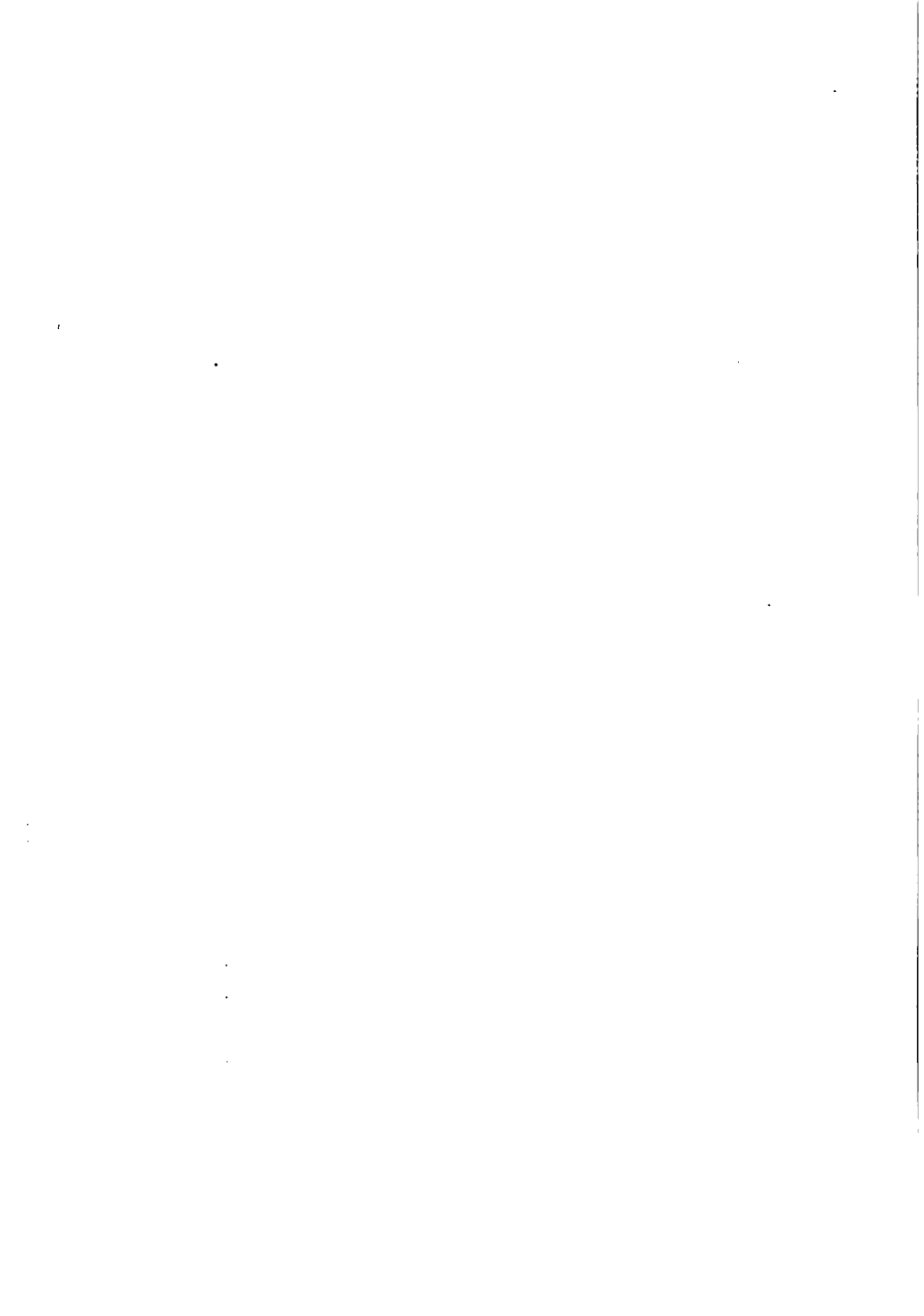
lich das syrische Fußvolk vorgehen, um die Angreifer von der Mauer abzudrängen und sie von hinten aufzureiben, was im Eilschritt ausgeführt wurde. Kurze Zeit wehrten sich die Griechen nach beiden Seiten — dann entscharten sie sich zur Flucht, und das ganze Heer ward von den Syrern ins Land hineingejagt, denn die Kamele und Pferde brachen aus, sobald sie Raum hatten, und rissen die Leibwache mit sich fort. Die Syrer drängten in geschlossenen Reihen nach; als es dämmerte, erkannten sie die Trümmer der Sichelwagen, entdeckten, daß ihnen der Feldherr fehlte und wohl den Fliehenden gefolgt war, und machten sich eilig daran, ihn wieder einzuholen.

Als die Sonne aufging, glänzte das Feld rot von Blut und ganz bedeckt mit Leibern. Die Juden hatten ein dumpfes Rauschen vor der Stadt gehört und voller Angst den Morgen erwartet; er zeigte ihnen das Lager zerstampft und den Feind vernichtet. Ein ungeheurer Jubel brach aus. Die Männer eilten aus der Stadt, um für einige Stunden die Schakale zu verjagen, die ihre spitzen Schnauzen in die Eingeweide der Toten gebohrt hatten, rot bis zu den Ohren, die Schwerverwundeten zu töten und die Waffen zu sammeln, für den nächsten Angriff des Großkönigs; alles Gold brachten sie dem Tempel dar, denn Jahwes Engel allein hatten die Assyrer geschlagen, ohne Menschenhand. Bei der Kunde schrie der König in lautem Jauchzen auf, lachte geschüttelt und unaufhörlich und klatschte in die Hände. Aber Jesaja, als er das Ungeheure vernahm, ward steinbleich, sank langsam in die Kniee, zitternd, und weinte, die Arme auf dem steinernen Boden seines Hauses und darauf die Stirn, nahe der

Erde. Unter der Beute, die überreich schimmerte von Gold, Geschmeiden und Waffen aller Art, fand man staunend ein Opfermesser des Tempels, von dem niemand begriff, wie es zu den Heidenschwertern kam: und die es wußten, schwiegen; denn viele Leichen waren zu gestaltlosen Klumpen zertreten. Nur als sie es, Sebna der Königschreiber und drei alte Priester, feierlich zu dem Propheten brachten, daß er es beschauete, hielt er das blutigschwarze Werkzeug auf beiden offenen Händen wie man ein Kindlein hält, besah es mit einem langsam selig werdenden Lächeln, und drückte es, sich neigend, an seine Stirn. Dann wand er dem nächsten Priester die weiße Binde vom Haupte, wickelte es ganz darein, und machte sich selber auf, den Zeugen des Herrn niederzulegen bei den kostbaren Weihgaben des Tempels.



Revançen



Serr des weitläufigen Haushaltes im Bayrischen Viertel war der Bankier August Sperlich, ein ansehnlicher Mann mit heller Weste, goldenem Augenglas und rosig blanker Gläse. Soviel von ihm; sein Aussehen kommt weniger in Betracht als sein Dasein. Frau Amélie, eine wohlriechende Bierzigerin von durchaus üppiger Statur, lenkte die Geselligkeit des Hauses. Nicht allein, daß sie ihre eigenen Freunde empfingen, gesetzte und wohl-situierte Leute insgesamt, — es kamen auch eine ganze Anzahl junger Damen und Herren in Betracht, die die hohen Wohnräume mit heiterem Treiben belebten, sich in lederne Sessel setzten, aus kristallinen Schalen viel Konfekt naschten oder von niederen Tischen Liköre nahmen und goldgespizte Zigaretten. Es gab nämlich eine Tochter im Hause, ein sehr hübsches und blondes Mädchen, wohl-gewachsen, vorteilhaft gekleidet und, was ihrem angenehmen Gesicht etwas lockend Prickelndes verlieh, aus sehr weiten glänzenden Augen von bräunlichem Schwarz in die Welt schauend, während doch, und dies eben war das Prickelnde, ihr Gesicht seiner rosigten Bildung nach ganz auf das helle Blond ihrer Haare gestimmt war. Diese lebensfrohe junge Dame, Kitty Sperlich, genannt Spaß, trat eines Tages unversehens eine Reise ins Unbekannte an, zu Verwandten nach Zabrze in Oberschlesien, und wie sich das zutrug,

soll man erfahren; denn nichts ist so lehrreich, als Glückswechsel und Erkennungen zu begreifen, in der aristotelischen Poetik wie im alltäglich gefunden Spiel des Lebens.

Es ist gewiß, daß Kitty, genannt Spaß, sich keiner hervorragenden und absondernden Geistesgaben erfreute. Wozu auch? Es kam darauf an, unbefangen zu leben und alles Auffällige und Komplizierte zu vermeiden; das konnte sie ohne Anstrengung leisten. Wenn die Freundinnen sie dumm nannten — dies kam nur bei ihrer Abwesenheit vor — so hieß das, rundheraus gesagt, Überhebung, denn sie alle waren ebenso unauffällig begabt, und die jungen Leute — du lieber Himmel! Es gab nichts, was ihnen ebenso unbequem geworden wäre als Geist . . . Es waren Akademiker und junge Kaufleute, die ihre schwarzen schmalkrempigen Melonenhüte, weit geschnittenen Anzüge und zart gefärbten Socken zu Sperlich's trugen, und die ersteren hatten die Überzahl für sich, — „unsere Neffen sind alles Juristen,“ sagte Frau Amélie stolz, und Kitty sprach diesen Satz gern nach, mit liebenswürdig schleppender Stimme, wobei sie allerdings „Vettern“ sagte und manchmal auch die Form gebrauchte: „Bei uns verkehren nur Juristen.“ Dazu pflegte sie die großen braunschwarzen Augen unschuldig aufzuschlagen, als entspräche diese harmlose Übertreibung durchaus der Wirklichkeit . . . Dies war nicht der Fall.

Vielmehr fügte es das Schicksal so, daß gerade zwei von denjenigen Jünglingen, die der Auszeichnung akademischen Bürgertums nicht teilhaftig waren, in ihre Lebensweise einigermassen erheblich eingriffen, gerade mit jenem Ereignis, von dem wir noch berichten, und die somit trotz

dem zu umfanglicher Betrachtung gelangen. Ich spreche von dem Kaufmann E. Hoon und dem Künstler Gustav Trällermann. Jedermann sieht es dem Namen des Künstlers an, daß er darauf aus war, ein Sänger zu werden, eines Tages sonderbar und erhebend gekleidet in buntem Puß auf einer Szene zu stehen, von unten beleuchtet, und aus geschwellter Kehle siegreiche Töne zu entlassen, die sich einerseits in stürmisches Händeklatschen, andererseits aber in eine schwindelnd hohe Gage verwandelten . . . dies war sein Traum. Und es brachte erschütternde Tragik in sein Leben, daß er keine kostbare Tenorstimme, sondern nur einen dröhnenden Baß mitbekommen hatte, dessen geschäftliche Ausnützung vom Publikum leider schwer behindert wurde, schon weil die Rollen dieser Stimmlage meist von unsympathisch schurkenhaftem Charakter waren. Caruso's honorare waren ihm auf immer genommen.

Von Herrn Eugen Hoon zu reden — er nahm, jung wie er war, in dem Stockwerke „Wäsche, Puß, Konfektion“ im Kaufhause des Westens eine nicht unwichtige Stellung vor den Ladentischen ein und gebot über eine Armee von Fräuleins, — so war dies ein ungewöhnlich schöngeistiger Mensch. Wer den prunkvollen Geschäftspalast an der Lauenzienstraße genauer kennt, wird der Erklärung dafür nahe sein: beherbergt doch das zweite Stockwerk dieses Hauses eine umfangreiche und gepflegte Leihbibliothek; und damit nicht genug, pflegte der sonderbare Mann sogar Bücher zu kaufen, nicht zu Geschenkzwecken, sondern für den eigenen Besitz! Unser Staunen wird sich mildern, wenn wir erwähnen, daß diese Bücher antiquarisch und stets im Preise ermäßigt sein mußten;

immerhin waren sie sauber und dauerhaft gebunden. Ferner abonnierte er eine Monatschrift voll von Literatur, Bildern und Noten, las in seinem Caféhaus kritische Wochenchriften und besuchte die literarischen Theater, was man von Kitty und ihren Freundinnen keineswegs vorsetzen darf. Er verwerthete seine Kenntnisse mit Umsicht und Wortgewandtheit, fand selten Gelegenheit zu loben, und galt mit seinem rotbraunen Scheitel, kleinen spöttischen Augen und starker gerader Nase für einen ausbündig klugen und gutgekleideten Herrn.

Zwischen diesen beiden bestanden nun mannigfache Beziehungen, was keinen verwundern wird, der die Gewohnheit der Geschichtenerzähler kennt. Nicht, daß sie beide der Kunst hingegeben waren, jeder auf seine Weise, — das nicht. Aber anderes hatten sie gemein: eine Abneigung gegeneinander, die sich überall und unerböhlich äußerte, die, wie man gestehen muß, von Herrn Hoon ausging, immer wieder erneuert und schließlich von dem Künstler Trälleremann eifervoll erwidert wurde. Woher die Feindschaft? Niemand wußte es. Niemand? Keiner jedenfalls, der davon sprach. Genug, sie bestand und wurde rücksichtslos ausgefochten. Der behende und redfertige Kaufmann mokierte sich laut und eingehend über das Benehmen, die Gestalt und die ganze langsame Art des Künstlers. Nun muß man zugeben, daß sie nicht gerade Ehrerbietung und Einschüchterung erzeugte: auf einem nicht immer geradegehaltenen Körper saß ein oben viereckiger, sich schmal senkender Kopf mit langer, unten eingerollter Nase, einer niederen Stirn, unter der zwei runde starre Augen von brauner Emaillie sich bewegten, Ohren,

die recht groß und ungefaltete standen, und dicken Lippen, die ihre Worte nur mühsam entließen, — und wenn dieses Gesicht nun auf einem länglich dünnen Halse schwebte und von einer breiten und ziemlich lauten Stimme tönte, so wird man die Abneigung eines gegen Geräusche und Schwerefülligkeit doppelt empfindlichen Kaufmannes nicht etwa gerechtfertigt, aber doch nicht unerklärlich finden. Doch ging er offenbar darin zu weit. Er nannte seine Erscheinung „ägyptisch“, seine Augen Gänseaugen, seine Ohren Verbrecherohren; ihn selbst verglich er mit der Krümmung der zunehmenden Mondsichel, und wenn eines Abends der Hals des Sängers etwa lang und hager aus dem unglücklich niederen, aber modernen Doppeltragen seines Smokinganzuges herausging, so fragte er irgend jemanden nicht allzu leise: „Sehen Sie heute, daß Justav ein Hälschen hat?“ Justav, — er nannte ihn immer beim Vornamen, vertraulich und voll Geringschätzung, ja, er benutzte, um sein Gefühl ganz deutlich zu machen, die Verunstaltungen, die das Volk der Straße den Worten gibt, und war imstande, wenn der Sänger etwas Drohnendes aus den Rollen zum besten gab, die er gerade studierte, in einer Ecke zu jungen Mädchen die Bemerkung zu machen: „Justav brüllt“, was ein störendes Geräusch zur Folge hatte. Der Sänger, dem man alles gewissenhaft berichtete, hob darüber die Achsel und ignorierte es. Er sei zu vornehm, auf so etwas einzugehen . . . Ach, er war es notgedrungen! Wie gerne hätte er mit treffender Spottrede geantwortet, — ihm fiel nichts ein, was im Augenblick wirkte und unwiderleglich saß; und was die Prügel anlangte, die der Mensch ohne Zweifel ver-

diente, so stand fest, das jener körperlich stärker und ein gewandter Sportsmann war. So trug er einen Haß gegen Herrn Eugen Hoon mit sich herum, der ihn quälte, und dem er nur einem Menschen, Kitty Sperlich, gegenüber Ausdruck gab. Fragte man aber Herrn Hoon nach dem Anlaß dieses unerquicklichen Zustandes, so konnte man hören: „Eine Schachaffäre, mein Bester. Justaf hat mich einmal matt gesetzt, er nahm meine Dame; vorläufig revanchiere ich mich mit kleinen Zügen.“ Ging man zu Herrn Trällermann, so konnte dieser gar nicht Schach spielen, und wenn er sich von Kitty eine Erklärung holen wollte: „Sag mal, Spaß, kannst du dir vorstellen, was das bedeutet? Und was hat er überhaupt gegen mich?“ so sagte sie beschwichtigend zwischen zwei Küffen: „Denke nicht an ihn, Gusti, er ist verrückt.“

Und dennoch hätte sie, streng befragt, gestehen müssen, daß für sie, und für sie allein, diese merkwürdige Schachauskunft Sinn besaß. Man hat es der vertraulichen Form ihres Dialogs mit dem Sänger bereits angehört, daß diese beiden irgendwie verbündet, vertraut, freundlich vereinigt waren. Um es kurz zu machen, sie liebten einander heimlich und in Freuden.

Und wer ist nun nicht so scharfsinnig, alles Fernere zu erraten, die Feindschaft, die unverständliche Auskunft und Kittys Beschwichtigungen? Das ist es: vor diesem Sänger hatte Eugen Hoon die Gunstbezeigungen der hübschen jungen Dame genossen, — die „genommene Dame“ — und sie hatte ihn fortgeschickt, hatte ihn „laufen lassen“, als ihr Wohlgefallen an Gustav Trällermann einen entsprechenden Grad erreicht hatte... Von diesem Vorgänger aber mußte Gusti nichts,

glaubte nicht einmal, daß einer gelebt habe (außer einem kleinen Vetter, der vor fünf Jahren Kitty „einweihete“, als sie etwa vierzehn alt war); und man konnte sich unmöglich vorstellen, was geschah, wenn er erfuhr, daß gerade dieser verabscheute Mensch Kitty vor ihm geküßt und bei sich gehabt hatte: denn der Künstler hielt auf relative Reinheit, eben aus Furcht um seine unerseßliche Gesundheit. Daß er von alledem nichts zu wissen bekam, lag halb an der auf praktischer Erwägung beruhenden Einigkeit der Freundinnen in allen Dingen ihrer Liebesspiele, halb aber an der fast unverständlichen Wesensart des Herrn Hoon. Als sich herausgestellt hatte, daß er den Künstler haßte, nahm ihn Kitty eines Tages beiseite und sagte ihm: „Du kannst Gusti Trällermann nicht leiden? Das tut mir leid . . . Ich hatte gehofft, daß er dir gefallen würde, er ist ein so guter Junge;“ und als Herr Hoon hierauf spöttisch meckerte und ihr versicherte, sie sei noch ganz so köstlich wie früher, fuhr sie fort: „Jedenfalls habe ich eine Bitte an dich, und ich weiß, du wirst sie mir erfüllen, denn du hattest mich doch einmal sehr lieb“ — „Wie du mich, nicht mehr“ — „und also Sorge dafür, daß er nichts von dem erfährt, was wir miteinander hatten, bitte, ja? Es wäre mir sehr peinlich.“ „Mir noch viel, viel peinlicher, kleiner Spatz, sei sicher. Dieser Nachfolger macht mir Schande.“ Und somit hielt sie sich auch von dieser Seite her für gedeckt. Sie glaubte fest an seine dumme Anständigkeit, gewiß, daß er schweigen werde, denn als sie ihn nach Szenen und Kämpfen schließlich zum Abschiednehmen brachte, nachmittags im Park von Schloß Bellevue, hatte er die Augen un-

unterbrochen voll von Tränen gehabt; somit hatte er sie sehr geliebt, liebte sie sicherlich heute noch und war also wert, gründlich verachtet zu werden, — denn auch ihr Denken wurde unbewußt von dem göltigen Satze beherrscht: Er hängt sich an eine wie mich, — was kann er also wert sein? Verachtung.

Und trotzdem geschah das Folgende. Ein Klub, dem man angehörte, um sommers Tennis zu spielen, gab einen Maskenball, ein heiteres und buntes, ganz ausgelassenes Fest, wo man sich stellen konnte, als kenne man einander nicht, während doch die Herren ziemlich genau wußten, wer ihnen auf dem Schoße saß, und die Damen, wer sie küßte, zwischen die Schultern und auf die Brust . . . Walzer und Sekt, das Parfüm der Frauenhaare und der Zigaretten, bunte Lampen, die in milchigem Dunste glänzten, Blumen, die in Vasen welkten, und eine erregte und zitternd bewegte Menge in Gewändern bunt von Farbe, Glitter und Tand; dazu das Bewußtsein der sichernden Maske, ein gewisses Außersichsein, Kühnheit, die wuchs und die nicht bloßstellte, weil man dennoch unter seinesgleichen blieb, — was anderes mag alles das erzeugen als ein schwüles Glück, wild bei dem einen, müde bei einem anderen und bei einem dritten sanft und träumerisch . . . Kittys Augen glänzten pikant und trunken aus dem schwarzen Visier, ihre Lippen boten sich feucht, tiefrot und geschürzt langen Küssen dar, schon hing ihr Haar ohne Locken herab und verlor sich hellblond über die rosige Nacktheit von Armen, Schultern, Nacken und Hals, und ein seiden-grünes Kleid schlug sich wie feucht und aus dem tiefen Meer geschnitten um ihren Leib und an ihre Schenkel;

ein Saum von Binzen und bleichen Wasserrosen war dareingestickt. Sie kehrte soeben von einem Lange zurück, heiß und atmend, und setzte sich auf den Platz, von dem man sie geholt hatte. Wer ein Frömmler ist, der lese dies nicht weiter: denn der Sitz waren Schoß und Knie eines Ritters . . . Wessen? Wie heißt der junge Held, von langen blonden Locken umwallt, in ein silbernes panzerartiges Gewebe gehüllt, mit himmelblauem Mantel, Silberhorn, Schwert und Schild, darauf wie auf die Schulter des Mantels ein weißer segelnder Schwan gewirkt ist? Lohengrin weilt unter uns, der Sohn des Grals, der Schwanenritter, edel umwoagt vom Erinnern an hoch singende Geigen und eine süße schmetternde Heldenstimme, der Verteidiger der Unschuld, Parsifals hehres Kind! Der Schwanenhelm stand auf einem kleinen weißen Tische, neben dem gewichtig blanken Sektkübler; eine weiße Maske lag dabei, und das Antlitz, das auf länglichem Halse brünett, mit runden Augen aus braunweißem Stein und unten eingekollter Nase aus dem Kragen des Gralsmantels emporsteigt, wird von uns trotz blonder Locken erkannt: Trällermann ist es, Sänger und Bassist . . . Die Sehnsucht hatte ihn in diese Verkleidung hineingetrieben; einen Abend lang wenigstens wollte er das blonde Heldenleben des Tenors führen. Doch jetzt ließ er sich von Kitty küssen, die eng bei ihm den rosigen Arm um seinen Hals gewunden hatte, hielt schräg ein Sektglas in der Hand und blickte sanft und träumerisch.

„Ich wollte bloß wissen, wo du das Küssen gelehrt hast,“ sagte er langsam.

„Bei dir nicht, dummer Gusti, nein, nicht bei dir,“

lachte die Nixe und spähte hurtig schräg hinüber zu einem Tisch, an dem ein violetter Marquis saß, mit zurückgebeugtem Kopfe eine Zigarette rauchend und mit einem kleinen blanken Degen spielend: er fing den Blick, erhob sich und kam langsam auf die beiden zu, die hübsche Waffe einsteckend; sein Haar braunrot, die Nase stark und gerade, Mund und Augen spöttisch und müde. Unterdessen sagte Lohengrin noch, einfach und zärtlich: „Eigentlich seid ihr Weiber doch alle kleine Schweine.“ — „Würden wir sonst zu euch passen?“ gab Kitty unbeleidigt und lustig zurück . . . Dann stand Eugen Hoon vor ihnen, verbeugte sich und sagte: „Daignez, Madame, me donner votre main . . .“ — „Wozu, Marquis? Ich will nicht mit dir tanzen.“ — „Mais moi, je le veux bien.“ — „Darauf kommt's aber nicht an. Ich will nicht.“ Herr Träller- mann mischte sich mit lauter Stimme ein, indem er sein Schwert ergriff, das beträchtlich mächtiger war als des anderen kleiner Degen. „Machen Sie doch, daß Sie fort- kommen, Sie sehen doch, daß man Sie hier nicht wünscht!“ — „Brille nich, Justaf,“ sagte der Marquis ruhig; „kommst du, kleine Nixe? Nimm dich in acht, Kleines!“ — „Ach, vor dir! Und was ‚Kleines‘ betrifft: ich hab' dich mal gesehen, nachmittags im Park von Bellevue, da wartst du so klein vor mir, so klein,“ und mit der Handfläche nahe am Boden, „so klein!“ Eugen wurde steinbleich, schloß die Augen, öffnete sie: „Du bist gemein,“ und ging. „Was ist denn los?“ fragte der Sänger mühevoll, denn er begriff nicht. „Nichts. Laß. Der hat's. Er wird nicht wiederkommen und dich ärgern.“ Dies geschah gegen zwei Uhr.

Um vier Uhr früh mußte Kitty heimfahren. Um ein Viertel nach vier kam ein kleines hübsches Mäskchen zu Gustav Trällermann, beehrte mit ihm zu tanzen, ließ sich hernach auf einen brünetten Arm küssen und gab ihm, ehe es fortging, einen kleinen Brief, indem es ihn mit großen schwarzen Augen anblitzte: „Du kennst mich hoffentlich. Nun, das, was da drinsteht, ist wahr; ich weiß es, und wir Mädels alle wissen's. Viel Vergnügen!“ Der Sänger las und fiel auf einen Stuhl, nach Luft atmend: „Werter Justaf, da Sie jetzt daran sind, wie einst ich, einen gewissen Leberfleck unter einer gewissen weißen Brust zu küssen, so übernehmen Sie doch, wie einst ich, die Sorge dafür, daß die reizende Trägerin desselben Flecks öfter badet als wöchentlich einmal. Für die Wahrheit der hierin enthaltenen Behauptung stehe ich ein. Ganz zu Ihrer Verfügung Eugen Hoon.“ Nachdem er Atem und eine geringe Fassung wiedererlangt hatte, ging er tortelnd von Schreck, Schwäche und Alkohol in die Garderobe, wickelte sich ein und ließ sich von einem Auto nach Hause tragen. Und während er durch die Nacht sauste, knetete und stampfte sich in seinem Herzen aus Haß, Entsetzen und Ohnmacht ein zäher Teig, in dem Rachsucht gärte. Denn in der Verdunkeltheit seines ohnehin trüben Denkens, die vom Weine, dem Tabak und der Erregung bewirkt wurde, sah er nur das eine: er war aufs furchtbarste beleidigt, er konnte das nicht ertragen. Er mußte sich rächen, sich Luft machen, er war sonst lächerlich und unmöglich auch vor sich selbst. Aber wie denn? Erwartete dieser Mensch nicht seine Forderung? Hatte er nicht geschrieben und obendrein unterstrichen, daß er „ganz zu seiner Verfügung“

stände? Pistolen? . . . Und seine Stimme, Zukunft, Ruhm, Glanz und Glorie? . . . Und schuldete er nicht der Menschheit, daß er leben müsse, gesund und unverletzt? . . . Aber Kitty! Sie hatte ihn betrogen, hatte ihm alles verschwiegen, hatte ihn hintergangen, und jedermann hatte darum gewußt, außer ihm; alle hatten sie ihn ausgelacht, im geheimen oder hinter seinem Rücken . . . und vielleicht, gewiß auch sie! Sie sollte ihn kennen lernen: fort mit ihr, Donnerwetter, fort mit der Sau!

Er stolperte und klirrte, die Stufen mit dem Schwerte schlagend, die Treppe hinauf, entzündete die Schreibtischlampe und riß, nachdem er Helm, Schild, Mantel und Horn auf das Sofa geworfen hatte, eine Schublade heraus. Ihr entnahm er ein nett geordnetes Paket Papiere, enthaltend, wie er wußte, siebenunddreißig Briefe, neun Postkarten und zwei Stadttelegramme, aus denen diese ganze Liebe mit Verabredungen auf der Straße, Spaziergängen und Besuchen, Hingaben und Liebeschwüren zusammengestellt werden konnte, und fügte eine Locke und zwei photographische Bilder des schönen Mädchens hinzu, die er aus seiner Briefftasche holte, und die ihm nur eine neue Wutwelle aufschäumen machten. Dann suchte er einen großen gelben Briefumschlag, angeschafft, um ein Bild zu versenden, schob das ganze Liebespaket hinein, dazu das Billett des Feindes, und wollte es an das Mädchen adressieren. Aber während er mit großen Buchstaben „Einschreiben!“ hinmalte, flammte in einem Blitze die ganze verdrängte Rachsucht der vergangenen Monate zu heizender Lohe auf, und mit einem nicht eben zarten Lächeln schrieb er: „An Frau Amélie Sperlich, eigenhändig,“ und einen Brief da-

zu, in dem er auf drei Zeilen um Verzeihung bat, sie so lange hintergangen zu haben. Darauf legte er den geschlossenen Brief hinaus, damit sein Wirt ihn besorge, und schweren Kopfes aber lächelnd ging er zu Bett.

Liege nun, Trällermann, blaß und ohne Bewußtsein, atme mit halb offenem Munde und gib dich schnarchend dem schweren Schläfe hin, der dich wie mit schwarzer Erde ganz begräbt, . . . du erwachst, wann auch immer, zu früh. Am hohen Mittag wirst du ermuntert werden, dein Kopf wird schmerzen, und du wirst erst alles vergessen haben; dann wirst du Dumpfes ahnen, Unruhe spüren, dich besinnen und im Bette aufrichten, den Helm auf dem Schreibtisch erblicken und dabei den Federhalter, — alles, alles jäh begreifen und zerfressen werden von grausam wütender Neue, mindestens drei Tage lang.

**Die Flucht der van Spandons
(Meiner Schwester Ruth)**

I

In der Nacht des 12. April 1821, in der Nacht „der Behütung“, als die jüdischen Familien von Dranienburg — denn es begibt sich dieses Ereignis unter den Juden, jenem unbekanntem Volke, das mit gesonderten Sitten und eigenen Wertungen einsiedlerisch unter uns lebt — den Eingang des Passahfestes nach Art aller gesetzestreuen Israeliten des Erdballs feierlich begingen, schreckte sie von der festlichen Abendtafel, dem weißleuchtenden, mit flachen ungesäuerten Kuchen und bitteren Kräutern, rotem Wein und hellen Kerzen bestellten Esdertisch, der donnernde Galopp eines Pferdes auf rauher Straße an die Fenster; und mancher christliche Mitbürger fuhr, dem ersten Schläfe entrisßen, stöhnend empor und saß aufrecht und verstört — war die Epoche der Kuriere und Eilreiter wieder da? — bis das Getöse fern verhallte. Der Regen sang unwirklich an den Scheiben. Der dieses Roß hinausjagte, war der ehemalige Kapitän der holländischen Chasseurs à cheval, Wolf van Spandow. Er floh vor dem Unglück seiner jungen Frau, deren Geschichte ich hier erzählen werde.

II

Ruth Ostertags Ruf war, daß in sieben Meilen Umkreis kein schöneres und tugendhafteres Mädchen zu finden

sei, und, wie auch immer solch übertriebene Gerüchte aufkommen mögen, dieses entsprach beinahe der Wahrheit. Sie schritt als Demoiselle von achtzehn Jahren mit dem braungeflochtenen Korbe über den Markt — und alle Männer wandten sich nach ihr um und gingen dann, freundlich lächelnd und einen Augenblick abweisend, wohl auch leicht mit dem Kopfe schüttelnd, ihren Geschäften nach. Singen ihre kastanienfarbenen Zöpfe nicht bis an die Knie hinunter, dick wie Kinderarme, und leuchteten in dem sehr weißen Gesicht nicht größere und braunere Augen, sanfter glänzend und unter länger geschwungenen Brauen, als man jemals im Märktchen erblickt hatte? Fand man nicht selbst die Marktfrauen, diese sonderbaren Alten, die Kohl, Obst und Salate feilhielten und wahrlich nicht sanfter Gemütsart waren, fähig, ihr eine Blume oder eine rötliche Edelbirne zu verehren, deren Farbe mit der Wange des Mädchens an Lieblichkeit nicht streiten konnte? Sacht und aufrecht schritt sie über die runden Steine des Pflasters und begab sich nach Haus, zu ihrem beschäftigten Vater, ohne den Bezug der Stadt auch nur einen Blick zu schenken. Die nutzlosen und immer heller brennenden Flammen der vergeblichen Liebhaber trieben jene dazu, sie stolz, hochmütig und herzlos zu nennen, und stolz war sie. Aber an das andere mochten die Betlagenwerten vermutlich selbst nicht glauben; sie logen aus Verzweiflung und heirateten späterhin irgendwen mit ausreichender Mitgift. . .

Mit sanfter und stets freundlicher Stimme, mit Bewegungen, die niemals ihre Anmut verloren, versorgte Ruth den kleinen Haushalt und behielt doch noch manche Stunde

des Tages für sich. Sie war viel allein, denn ihr lieber Vater hatte oft über Land zu fahren und zu reiten. Er wäre wohl gern Arzt geworden, aber als er jung gewesen, hatte man daran nicht denken dürfen. So betrieb er jetzt aufmerksam, wenn auch ohne Hast, ein Geschäft mit Getreide und Kartoffeln, und manche Woche kam es vor, daß er, besonders im Sommer, am Montag früh in seine semmelgelbe Kalesche stieg, vor der die beiden Braunen geduldig warteten, bis der Abschied beendet war, und erst am Freitag nachmittag bestaubt und zufrieden wieder vor dem Wohnhause im Popsstil vorfuhr, während er vergnüglich knallte und lärnte, dann Peitsche und Zügel dem Kutscher übergab und mit wohlbewahrter Rüstigkeit vom Boocke stieg, die Tochter zu küssen, zu betrachten und wieder zu küssen, bis die Wohlfahrt der Pferde seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Kam er dann, halb andächtig noch und halb schon behaglich gestimmt von dem Abende, der ihm bevorstand, aus dem kleinen Besaal in seine stille Wohnung, in das Eßzimmer, darin schon die Sabbathlampe von der Decke hing, mit sieben rundgestellten Lichtern blinkend wie ein sanfter siebenstrahliger Stern, so empfand er es nur ganz leise, daß seine geliebte und schöne Frau Ulrike im dritten Jahre seiner Ehe zu Gott eingegangen war, nachdem sie Ruth noch einmal geküßt hatte, das Kind, das sie soeben geboren, und das ihr Ebenbild geworden war. Stille und zarter Friede weilten in dem Hause Alexander Osterslags, und wenn die Mahlzeit vorüber war, das einsame und heitere Mahl des ergrauten Herrn mit dem jungen Mädchen im grünen Seidenkleide, und nur der gelbliche Rheinwein auf dem damastenen Zweig, Geschichtenbuch

Lischtuch einen goldenen Schein spielen ließ, dann lehnte er sich in den umfanglichen Sessel zurück, liebte das glänzende Haar der großen Ruth, die ihm zu Füßen auf einem niederen Schemel hockte, und es begannen jene liebenswürdigen Berichte zwischen Vater und Tochter, welche Kleinigkeiten des Alltags, die man sonst vergißt, zu Kränzen mitteilender Liebe zusammenflochten. War dies erledigt, so kam die Reihe an die Bücher. Ostertag lebte als frommer Mann, jedermann wußte das, aber er war, als gereister Kaufmann, der gleichwohl Muße hatte, der zeitgenössischen Bildung keineswegs feind, und er hatte der Tochter alle seine Neigungen mitgeteilt, auch seinen etwas absonderlichen Geschmack. So las sie denn an jenen Sabbaten und Sonntagen mit helltönender Stimme und andächtigem Tonfall aus dem wenig beliebten Roman des Weimaraner Ministers von Goethe „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ vor, einem langen und streng geschriebenen Werke, dessen Vorzüge und Vollkommenheiten er ihr unablässig rühmte und liebevoll erklärte, indem er sie an passenden Stellen behutsam unterbrach; während er für jüngere und geradezu vergötterte Schriftsteller, wie den großen Jean Paul, nur ein mürrisches Achselzucken übrig hatte. Ja, man fand auf seinem Schreibtisch ein übrigens der Tochter verbotenes und entzogenes Buch, welches kurz nach dem unheilvollen Friedensschluß zu Lilsit erschienen war, eine Tragödie jenes Dichters nach altheutschen Motiven, wie man sie jetzt wieder schätzte, „Faust“ genannt — ein merkwürdiges Gedicht, dem man Sittenlosigkeit und Dunkelheit nachsagte . . . Überhaupt kaufte er, obwohl die allgemeinen Lasten und Vermögenseinbußen ihn

keineswegs verschont hatten, auf dem Subskriptionswege ein vollständiges Exemplar der gesammelten Schriften des Herrn von Goethe, die in dem unglücklichen Jahre 1806 bei Cotta in Leipzig zu erscheinen begonnen hatten; und man konnte ihn manchmal sehen, die Hände auf dem Rücken, wie er vor seinem Bücherschrank stehend die Reihen der kleinen rotbeschildeten Pappbände zärtlich betrachtete oder den jüngst herausgekommenen Roman „Die Wahlverwandtschaften“ streichelte, darin blätterte und wieder sorgsam hineinschob. Wenn Ruth jedoch allein war, an den Abenden und Nachmittagen mancher Woche, dann hatte sie eine andere Lektüre. Zwar waren die „Iphigenie“ des oben erwähnten Dichters und seine berühmte Erzählung „Die Leiden des jungen Werther“ auch ihr lieb und vertraut, und wenn sie in zarten Stunden diesem unglücklichen Jüngling Gehör schenkte, konnte es geschehen, daß sie bald aufhören mußte zu lesen, weil ihr Tränen die Blicke hemmten und auf das Buch fielen; noch lieber aber fühlte sie mit, wenn sie in den Trauerspielen des leider so jung gestorbenen Schiller las, im „Tell“ etwa oder im „Don Carlos“. Der hohe Adel seiner Sprache und das gewaltige Gefühl der Verpflichtung gegen eine höhere Macht oder Aufgabe, welches in einigen seiner Geschöpfe lebt, sprach laut zu dem, was sie selber zu empfinden glaubte und was sie von sich jedenfalls verlangte und erwartete: die Erfüllung einer Pflicht, welche sie wohl nicht genau kannte, einer „Liebe“ vorzuziehen, die sie allerdings noch weniger kannte. Daher, als der alte und väterliche Freund des Hauses, der ehemalige Bankier Arnold van Spandow, von dem noch zu reden sein wird, ein großer

Kenner der französischen Literatur, ihr einen hübsch in Leder gebundenen und kompletten Pierre Corneille schenkte, nahm sie auch diesen Dichter mit Begeisterung auf, und das gehaltene Maß seiner Form wurde fast übersehen vor dem starken Ergreifen seiner heroischen Personen. Oß, wenn sie ihr schönes Gesicht auf eine feine Handarbeit herabneigte, am Fenster ihres hellen Mädchenstübchens sitzend, sagte sie für sich jene prachtvollen und pathetischen Redewendungen her, in denen Don Rodrigue und Donna Chimène im Wettstreit der Ehre begriffen sind, und als sie von dem alten Freunde auf die Tragödie der Bérénice, Prinzessin von Judäa, aufmerksam gemacht wurde, die Racine in den wohlklingendsten Alexandrinern verfaßt hat, las sie das Werk zwar zu Ende, denn es schien ihr unmänerlich, einen so berühmten Dichter gleichsam nicht ausreden zu lassen — aber nur unter Äußerungen heftigen Abscheus, und rief ganz böse aus: „Nein, Dinkel Spandow, Ihren Racine mag ich gar nicht. Diese Bérénice — pfui, ja, ich sage pfui, wenn Sie auch lachen. Titus, gut, er gefällt mir, er tut seine Pflicht, es geht ihm ans Herz, aber er verzichtet. Und sie? Sie wirft sich ihm an den Hals, die Person! Hören Sie sie doch reden:

Depuis quand croyez vous que ma grandeur me touche?

Un soupir, un regard, un mot de votre bouche

Voilà l'ambition d'un cœur comme le mien:

Voyez moi plus souvent et ne me donnez rien.

Und wie sie sich nachher aufführt, diese Schwägerin!“ „Nun, Ruthchen, lassen Sie gut sein, davon können Sie nichts verstehen,“ sagte der alte Herr heiter und steckte den gescholtenen Dichter in die Tasche, „wir wollen Sie später über diesen Punkt reden hören,“ und er lächelte listig.

III

Sie fühlte sich sehr als Jüdin. Sie war die Tochter des ältesten und auserwähltesten Volkes, das stark und zäh auf der Erde lebte, ein unzerstörtes Zeugnis aus der Zeit, in der die Pyramiden aufgestürzt wurden und Babylon hinten, im Dämmern der Zeit, die Welt beherrschte. Nicht, daß sie je hätte empfinden müssen, wie sehr dieses Volk zugleich das verachteteste war; man lebte in Frieden und Duldsamkeit mit den christlichen Mitbürgern zusammen, von der Wirkung der Aufklärung, des großen Königs und der großen Revolution zehrend, und überdies hätte kein Mensch die Roheit besessen, diesem schönen und klaren Mädchen weh zu tun . . . Aber nach innen galt es gewappnet zu sein. Die neue Freiheit des Denkens der Zeit, welche alte Vorurteile zerbrach, aber die frevelrische Zerfetzung auch an die ewigen Grundgedanken der Religion herantrug — gab es nicht schon Menschen, welche Gottes Dasein leugneten? — die neue Brüderlichkeit in der Gesellschaft und die soeben verkündete Gleichheit im Staate berauschte viele Juden der jungen Geschlechter und veranlaßte sie, voller Begeisterung den neuen Brüdern entgegenzueilen und den Glauben der Väter als altmodisches und hinderndes Erbteil aufzugeben, um christliche Bürger des Staates zu werden, oder aus Pietät zwar diesen äußersten Schritt zu unterlassen, jedoch mit erhabener und spöttischer Miene über die teuersten Lehren ihres Volkes hinwegzulächeln. Ruth Ostertag floh vor solchen Entfremdeten mit äußerstem Widerwillen; ein „Abtrünniger“ erregte ihr Schaudern vor Abscheu. Sie hatte früh und

gründlich die heilige Sprache erlernt und las nun und lebte in der Pracht der Heiligen Schrift, welche für sie nicht fremdartig war, sondern vertraut wie die Kostbarkeit eines heimischen Palastes. Die Anklige der Patriarchen tauchten auf, umdunkelt, geformt aus Zeit: sie hatten den Herrn von Angesicht zu Angesicht geschaut, und noch zitterte Ehrfurcht über ihrer Haut und in ihren greisen Haaren. Ihre Frauen blickten großäugig in die Ferne wie über Myriaden, Sprossen ihres Schoßes. Das Haupt Moschehs dräute mit gewitternden Brauen über Ungehorsame, ein Fels: und der rauchende Berg hinter ihm brannte nicht düsterer als sein Jorn und sein schwerer Wille. Josua trug vor sich hin das nackte Schwert, Gideon aber die Fackel und den Krug, an Simsons Mähne zupften die Finger einer Frau. Und die nun kamen, hatten Kronen; auf einem düsteren Haupte trug sie Saul, der Gezeichnete des Herrn, auf einem triumphierenden David, und keiner trug sie schöner als Salomo, der erwählt war, den Tempel des Höchsten zu bauen, das Haus des Glanzes und des unauslöschbaren Sehnsens . . . Aber das Reich versank, Unheil brach ein, die Propheten schrien mit flammender Stirn, die Makkabäer schüttelten verzweifelt Judas letztes Schwert, dann fuhr eine Fackel im Bogen aus der Hand des Legionärs und fiel in den Tempel und nichts blieb als Elend, Dunkel und Gram. Und das Mädchen fühlte in sich die Verantwortung, die diese Welt ihr auferlegte, und sie trug sie gerne, stolz zu sein und aus irgendeinem Grunde vorbildlich zu leben, eine Aufgabe, die nur erst eine dumpfe und starke Ahnung, nicht einmal ein Gefühl war. Gott selbst hatte ihr dies gegeben, der Gott des

Jornes und der allgewaltigen Güte, den sie liebte und zu dem sie betete.

Der alte Bankier Arnold van Spandow sagte zu seinem Freunde, indem er freundlich lächelnd sein glattes Kinn umfaßte: „Ostertag, sie hat Sinn für Größe,“ und damit hatte er das Rechte getroffen, was übrigens keineswegs schwer zu finden war; und diesen Sinn wandte sie nicht nur auf die ferne Historie ihres Volkes an, sondern auch auf Europas jüngste Erlebnisse, auf das, was soeben noch Gegenwart gewesen war. Ohne Umschweife gestanden, verehrte sie mit begeisterter Glut — was freilich nur von den beiden alten Herren gewußt und gebilligt wurde und was, wäre es offenkundig geworden, ihr den gerechten und allgemeinen Abscheu aller christlichen und der meisten jüdischen Mitbürger eingetragen hätte — den kaum und endlich entthronten und isolierten ehemaligen Kaiser der Franzosen, den korsischen Parvenu Napoleon Bonaparte. Zugegeben, daß dieses blutrünstige Scheusal, diese Geißel des Menschengeschlechtes die Zuneigung eines zarten Mädchens am wenigsten verdiente, so ist doch mehreres in Betracht zu ziehen, ehe man sie verdammt: erstlich hatte sie den Imperator, dessen Laten ihr ganzes Leben lang die Welt in Zuckungen versetzten, niemals von Angesicht gesehen, nur die ungeheuren Wirkungen seiner Wünsche und Befehle erlebt, die Menschenmassen, die sein Atem umherblies, die Königreiche, die sein Gutdünken vernichtete oder neu schuf — wahrlich, er war wie ein Gott in diese Welt getreten! Hatte er nicht ferner, überall, wo er seine Macht hintrug, ihrem geknechteten Volke Freiheit und Ehre gebracht? Hatte er nicht in Paris ein glän-

zendes Synhedrion von Rabbinen einberufen, um dem Volke Gottes neue Gesetze geben zu lassen, und hatte er sie nicht feierlich begrüßt, nicht anders als Bischöfe der Christen? Wo noch in Europa wurden die Juden in allem den Christen gleichgestellt? Und andererseits — hatten nicht die deutschen Regierungen, als ihnen die Bataille von Belle-Alliance im vorigen Jahre endlich alles Geraubte wiedergab, sogleich damit begonnen, die Juden in den alten Zustand von Beengtheit und Sonderstellung zurückzudrücken? Dies allein hätte genügt, um dem schönen Mädchen das Herz mit den Träumen vom großen Kaiser, vom neuen Alexander, zu entzünden. Aber am schwersten wog, daß sie ihn nur aus Bildern kannte, aus Stichen nach Gemälden berühmter Künstler, die den ersten Consul darstellten, indem sie aus ihm einen schönen, dunkeläugigen und heldenmütigen Jüngling formten, dessen leuchtende Blicke, dessen ausgestreckte Hand die Erinnerung an Lodi, an Arcole, an die Pyramiden weckten und der, indem er die Alpen überschritt, den Ruhm Hannibals zu dem seinen machte. So schritt ihr der Kaiser vor Augen, ewig jung und strahlend, der Herr der Welt, Cyrus, den Gott gesandt, um sein Volk zu befreien und dem er die Erde als Lohn überlassen hatte, sie zur größeren Ehre des Herrn der Heerscharen zu verwalten.

In ihren Träumen und häuslichen Verrichtungen lebten Oftertags so, ungestört durch viele Bekannte, und wenn sie sich auch keineswegs dem öffentlichen Leben entzogen, so sah das große, rote Empfangszimmer mit den steif graziösen Möbeln aus Palisanderholz doch nicht oft Besuche; kam jedoch jemand, so wurde er freundlich und gast-

frei empfangen, Ruth plauderte unbefangen mit ihm, indem sie die Hände im Schoße zusammenlegte, und nach einigen Minuten brachte das Mädchen ein wenig häusliches Buttergebäck und einen bunten und süßen Litör herein, worauf der Besuch sich erkundigte, ob Ruth den Kuchen wirklich selbst gebacken habe und ihn, falls er ein Mann oder eine sehr freundliche alte Dame war, nun noch bei weitem delikater zu finden behauptete . . . Ruth hatte wenig Freundinnen, gar keine in Wahrheit, sie war wohl zu schön und absonderlich dazu, und die Neigungen der anderen jungen Mädchen gingen zu weit abseits von ihren eigenen; nur das gute, leider auf dem linken Auge ein wenig schielende Hännchen Saltz — o, es war nicht schlimm, wenngleich merklich — fand sich hin und wieder ein, lustig, gesprächig, schwarz und nicht sonderlich weise. Allein ein altes Ehepaar kam regelmäßig jeden Sonntag nachmittag zum Besuch, ein altes, heiteres Frauchen in einem Kleide, welches oben schmal, unten jedoch äußerst weit und faltig war, mit einem Häubchen aus weißem Taft und einem schwarzen Pompadour, der regelmäßig etwas sehr Leckerhaftes für das große Mädchen enthielt, und ein alter Herr mit glattem Kinn, welches er mit der linken Hand zu streicheln liebte, in einem weit-schweifigen Rock mit engen Ärmeln und aus feinem, schwarzem Tuch, einem hohen, glänzenden Hute und einem Stocke aus dem Zahne eines Narwals, weiß, schwer, mit goldnem Knopf: das war der ehemalige Bankier Arnold van Spandow und seine Frau Malwine, geborene Lemwin. Sie begrüßten den alten Ostertag mit stehenden Redewendungen, wie etwa: „Ja, da sind wir nun wieder eingedrun-

gen, Ostertag . . . Wir stören doch nicht, Gott behüte? Ruth, Sie sehen wieder aus wie eine Rose, unberufen . . . Ja, das blüht, und wir indeß . . ." damit setzte man sich auf steife Stühle, die wenig von Verweichlichung zeugten, und nahm aus kantig geschliffenen, hochfüßigen Kristallkelchen, die der Gast und Freund andächtig zu drehen liebte, alten Wein, Tokaier oder Pontac, hellen, herberen für die Männer, dunkleren, fast roten für die Frauen, die ihn nun einmal süßer vorzogen, obwohl Herr van Spandow Worte wie „Sirup“ hören ließ; dazu etwas häusliches Buttergebäck oder einen Napfkuchen, welcher gottlob keine Streifen aufwies, oder manchmal einen flachen Mohnkuchen, der vor Fett das weiße Papier durchsichtig machte, worauf er lag, vor Gänsefett, versteht sich; und der zwischen den beiden Frauen, der alten und der jungen, zum Gespräch wurde, an dem die Männer allerdings einen sachkundigen und heiteren Teil nahmen, denn schließlich war man ja der Mitleidende, wie van Spandow sich ausdrückte. Er galt als der reichste Mann der Stadt, und es hieß, daß er selbst in Berlin, welches sich übrigens wieder lebhaft zu regen begann, kaum einen reicheren finden werde. Er hatte verhältnismäßig wenig gelitten, weil sein Geld in Holland angelegt war, in Kaffee, Tee und Baumwolle, woran man während der ganzen Jahre der Kontinentalsperre riesenmäßig hatte verdienen können, bei Banken in Amsterdam und Antwerpen, mit denen schon sein Vater in geschäftlicher Verbindung gestanden hatte und denen man eine Zuneigung bewahrte, vielleicht noch aus der Zeit, wo der älteste van Spandow mit anderen Juden und Christen, Handwerkern und Bauern aus Holland

nach der Markt gekommen war, herbeigerufen durch den staatsweisen Geist Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Ja, seine Zuneigung zu diesem toleranten, heiteren und kaufmännischen Volke der Niederländer blieb so groß, daß er seinen einzigen Sohn Wolf, einen tolleren und vermutlich begabten Knaben, dorthin gesandt hatte, ohne daß Fernstehende von demselben seither Genaueres gehört hatten. Es liefen wilde Gerüchte darüber in der Stadt umher: die einen behaupteten, der Jüngling habe die altberühmte Universität Leiden aufgesucht, um dort, wo „unsere Leute“ weniger ausgezehrt lebten, Medizin zu studieren, wobei er nicht gut gefaßt, vielmehr ein wüßtes Leben geführt habe, und schließlich nach den Kolonien gegangen sei, nach Borneo, Batavia oder sonst etwas sehr Ahnungsvollem, und dort am gelben Fieber verstorben; die anderen, weniger hämischen, vermuteten ihn ebenfalls daselbst, aber lebend und als wohlhabenden Kaufmann, während eine dritte und kleine Partei, Frauen und junge Mädchen, wohlverstanden, sich darauf versteiften, er sei in Italien und Maler, weil er von jeher gut gezeichnet habe und ein braunes Gesicht, kühne Nase und blankte, schwarze Augen besessen habe, was zum Maler unerlässlich sei, besonders in Italien.

Die vier Menschen, im Rauchkabinett bereits, welches dunklere und bequem geformte Möbel aufwies, und in dessen Luft die brennende Kerze einen fetten, gelben Fleck machte, wußten es freilich besser. Die Männer rauchten schon: der alte Ostertag eine dünne, oben gebräunte Pfeife aus Lon, die er wie einen langen Stift zwischen zwei Fingern hielt und mit gebogenem Arm maßvoll bewegte,

Spandow aber eine kurze Pfeife englischer Form, ein zartes Gebild aus warmgetöntem Meerſchaum, Bernſtein und Silber, hell und zierlich; der Rauch zog ſtreng duftend an der Decke entlang. Frau Malwine ſaß freundlich nickend und zählend am Fenſter, ſie ſtrickte an einem warmen Strumpfe für ein armes Kind und blickte manchmal ſchnell und klug zu Ruth hinüber, die ſelbſtvergeſſen daſaß, die Hände im Schoß zuſammengelegt und die Blicke auf das luſtige Spöttergeſicht des Herrn von Spandow gerichtet, welcher zu ihrem Vater über den jungen Körner ſprach, Theodor Körner, den Dichter und Reiter, der im Gefecht bei Gadebuſch ſein junges Leben verloren hatte: „Wohl,“ ſagte er, „ich liebe ihn ſehr; iſt er nicht ſtets begeistert? Er war immer begeistert, und daher ſind ſeine Verſe ſo ſchlecht . . . du weiſt, Oſterttag, daß Begeiſterung ein gewiſſes Mittel gegen gute Verſe iſt, Enthuſiasmus und reine Reime haben eine Abneigung gegeneinander, wie? Nun ja . . . ſo iſt Theodor zur gelegenen Stunde geſtorben; und bleibt das junge, vielverſprechende Genie, trotz Herrn von Goethes beſten Gedichten . . .“ „Er iſt doch nun tot, Spandow,“ mahnte Frau Malwine ſanft von ihrem Strickſtrumpf her. „Malwinchen,“ blinzelte der boſhafte Gatte, „ſage mir, Malwinchen: hören ſchlechte Verſe auf, ſchlechte Verſe zu ſein, wenn der Verfaſſer tapfer gefallen iſt? Ja, nun kannſt du nichts erwidern.“ Aber er wechſelte den Gegenſtand des Geſprächs. Wovon er nun redete, das hängt aufs engſte mit dem zuſammen, was die müßigen Seelen der Stadt beſchäftigte, von dem jungen Manne, ſeinem Sohne, welcher — — wozu mit einer Wahrheit hinter dem Berge

halten, wenn sie binnen kurzem doch zutage treten muß und vertraulich behandelt wird? Wolf van Spandow war nicht Arzt und niemals Kaufmann, nicht in Leiden zu finden und nicht auf Borneo: er gehörte vielmehr dem vornehmen Reiterregiment der Chasseurs à cheval des Pays-Bas als Kapitän an . . .

Das war so wunderbar nicht, wie es zuerst erscheinen mag. Gab es doch in Holland schon längere Zeit jüdische Staatsbeamte, und in dem Jahre, in dem der junge Spandow die Waffe ergriff, 1805, ließ Napoleon die Holländer mit gegen Osterreich marschieren. Hieß man obendrein Wolf van Spandow, hatte man das Geld, sich selbst prächtig auszurüsten und saß man überdies fest und schön zu Pferde, einem edlen Pferde, wohlverstanden, so gab es schlechterdings keinen erfindlichen Grund, eines Zufalles der Abstammung wegen einen begeisterten Freiwilligen abzuweisen, der, um alles zu vollenden, einen Arzt ersetzte und wie ein Spanier ausah und sich hielt. Und wenn man es verdiente, wurde man Offizier, unbehindert durch veraltete Vorurteile. So war es wohl geschehen.

Und jetzt erzählte der alte Herr und beschrieb zierliche und heitere Bewegungen mit der rechten Hand, während die linke das Kinn verberg: „Ligny sei die lustigste Affäre in vergangenen Jahr gewesen, schreibt er, und höllisch ernst für die Herren Verbündeten. Der Korporal Blücher steckte unter seinem Gaul, förmlich darunter, wißt ihr, fluchte stark und mußte zusehen, wie seine Leute liefen. Nicht einmal Er hatte voraussehen können, daß die Preußen am übernächsten Tag trotzdem ankommen würden; er kannte die Knochen unserer einheimischen Landbevölke-

rung nicht. Wolf hat dieses Letzte übrigens nicht mehr mitgemacht, was mich, offen gestanden, angenehm berührt.“ „Und warum nicht?“ fragte Ruth eifrig. „Spandow, rede nicht herzlos,“ sagte seine Frau. „Malwine, wirkt es herzlos? Ich denke nein; überdies ist es doch vorüber. Ja, liebe Ruth, er lag nämlich nach dem dritten Anritt auf die Karrees — dem unter Ney, die ersten beiden hatte Milhaud — zwischen zwei toten Pferden auf dem Rücken, ein bißchen gedrückt, mit einer Kugel in der Schulter und einer im Schenkel. In der Nacht kam er zu sich, verband sich das Bein mit der Schärpe, kroch ziemlich mühsam hervor und gelangte am Ende in einen Bauernhof. Ihr könnt euch denken, daß es langsam ging.“ Die schöne Ruth überlief ein fröstelnder Schauer, und sie atmete tief ein. „Der Brief kam erst Mittwoch an, es ist alles lange zurück, müßt ihr wissen. Nun, während er gesundete, war Er bereits in Sankt Helena, Ney hatte man fusiliert . . . so findet Wolf, daß ihn die Sache nichts mehr angeht. Alle Offiziere denken wie er. Murat ist übrigens wirklich tot, schade, nicht?“

„Und Wolf?“ fragte Ostertag und entleerte die Asche aus seiner Pfeife. „Er kommt nach Hause!“ rief die Mutter jauchzend vom Fenster her. „Wahrhaftig?“ fragte Ruth. „Ja, Ruthchen, es ist wahrscheinlich.“ „Sage nicht wahrscheinlich, Alter, sage gewiß.“ „Ich sage dennoch wahrscheinlich, Malwine. Was heißt auf dieser Welt gewiß? Er wollte zuerst nach Helena, aber das Gefolge ist schon zu groß für die Herren Briten, dann dachte er an Amerika, aber dort ist nur Freiheit, und was ist Freiheit ohne Ihn? Und ich schwöre euch —“ und plötzlich wurde der alte

und kluge Herr heftig, rot und schlug mit der Faust auf den Tisch — „ich schwöre euch bei meiner Seligkeit, daß wir Ihn wieder hier haben, ehe fünf Jahre um sind! Was ist denn dieser Mister Loro? Eines Tages wird ein Schiff in Helena landen, meinestwegen unter amerikanischer Flagge, man wird diese Engländer ausrotten, ersäufen, was weiß ich, und Er wird Europa wieder bei der Hand nehmen, so wahr ich hier sitze!“ „Hoffen wir und warten wir ab,“ begütigte Ostertag mit einem Blicke auf Ruth, welche eifrig genickt hatte. „Ich glaube es, Dunkel Spandow,“ sagte sie überzeugt. „Nicht wahr, kleine Ruth, wir verstehen uns,“ damit nahm der alte Herr, der sich wieder ein wenig beruhigt hatte, ihre Hand in die seinen. „Aber warum ist er damals nicht auf den Amerikaner eschappiert, sondern wählte den Engländer?“ „Bellerophon‘ hieß das Schiff, ein Dreimaster,“ antwortete Ostertag; „übrigens, ich weiß wirklich nicht . . .“ Und sie erörterten diese Frage des längeren. Frau Malwine zählte an ihrem Strumpf und Ruth sah verträumt auf Cein Bildnis, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den stillen Brauen, eine Hand in der Weste und eine auf dem Rücken.

IV

An einem schönen Tage, einem blaßblauen Frühlingstage der Mark, sprang Wolf van Spandow aus der Kalesche und fing seine alte Mutter in den Armen auf. Er war braun und hager wie ein Heide, denn er hatte den ganzen spanischen Feldzug mitgemacht; und somit galt es den Dranienburgern als bewiesen, daß er bis jetzt in

den Kolonien geweilt hatte, als Kaufmann versteht sich, weil er augenscheinlich noch lebte. Nachdem die ganze Stadt bei Spandors gewesen war, um zur Heimkehr Glück zu wünschen — denn es war ein Glück, daheim zu sein — den Sohn zu betrachten und nebenbei ein Zipfelfchen von den sinnbetörenden Kostbarkeiten und Juwelen zu Gesichte zu bekommen, die er sicherlich mit heimgebracht haben mußte — hatte man die Pferde gesehen, die vor der Kalesche gegangen waren? Herrliche Kappen, so wahr Gott im Himmel lebt, und ihre 1000 Taler preussisch jeder wert, ohne das Geschirr — machte sich am Sonntag das alte, glückliche Ehepaar bereit, bei Ostertags vorzusprechen, und Wolf kam mit, einigermassen verwundert. „Ostertag? Gewiß, ich erinnere mich: dein Freund. Hatte er nicht einen schwarzen Bart? Er fuhr mit zwei Füchsen aus, wie?“ „Sein Bart ist nun wohl grau,“ lächelte Frau Malwine, „und jetzt fährt er mit Braunen.“

Es gab einen Mohnkuchen heute, der vor Butter Fleck auf dem geackten Papier hinterließ, worauf er lag, und einen sehr guten Kaffee in zarten Läßchen durchscheinenden und zerbrechlichen Porzellans, Freude und Erregung war zu bemerken, der alte Ostertag wurde nicht müde zu fragen, und nur Ruth saß mit niedergeschlagenen Augen dabei und ließ die Hände zusammengelegt im Schoße ruhen. Sie antwortete kurz und scheu auf die Fragen des alten Paares, woran Herr van Spandow senior eine besondere Freude zu haben schien; wenigstens sah er immer wieder seine Gattin an, welche dazu lächelte. Erst als man aufbrach, in das bequeme Rauchkabinett hinüberzuziehen, richtete der Kapitän seine ersten Worte an Ruth,

unbefangene, allzu unbefangene Worte, die mit leiserer Stimme gesprochen wurden als erklärlich: „Übrigens“ — so fing er an — „übrigens weiß ich nun, daß die Demoiselle und ich alte Bekannte sind. Ich hob Sie immer hoch in die Höhe und Sie zappelten, weinten und zogen mich derb an den Haaren.“ „Ja,“ sagte sie und hob die langen Wimpern wie dunkle Flügel von den Augen, „Sie waren immer wild mit mir und ich mochte Sie gar nicht leiden,“ und sie wurde rot.

Um niemanden zu langweilen — nach zwei Monaten warb er um sie bei Alexander Ostertag und erhielt ihre Hand zugesprochen. Er war in seiner Galauniform gekommen, in rotem Rock mit goldenen Epaulettes und blauen Aufschlägen, engen, weißen Hosen und hohen Stiefeln von glänzendem Leder, und als sie, hereingerufen, ihn so stolz sah, aufrecht prangend und tapfer, stieg ihr das Blut ganz langsam bis zum Scheitel empor und ebhte völlig wieder ab, so daß sie bleich, zitternd und in grünem Hauskleide hörte, wie er einige Worte sprach, sah, wie der Vater die Augen voller Tränen hatte, plötzlich in zwei ausgestreckte Arme hineinsank, in ein starkes Weinen ausbrach und seinen Ruß sehnsüchtig-glücklich ertrug. Kurz vor Ostern war er gekommen, und am Wochenfeste, zu Pfingsten, wurde das Bündnis öffentlich, worauf der Zug der Glückwünschenden zu Ostertags strömte und die weiße Haustür nicht aufhörte zu klingeln, mit bellendem, deutlich verärgertem Schnappen. Jawohl, die jungen Leute — Gott, wie glücklich sahen sie doch aus! — würden in diesem Hause wohnen, wo Herr Ostertag einige Zimmer des ersten Stockwerkes für sein Geschäft

Zweig, Geschichtenbuch

haben sollte, und Herr van Spandow junior würde sich als Doktor und Chirurg im Orte anständig machen, worüber diejenigen in Entzücken gerieten, die von jeher darauf geschworen hatten, der junge Herr sei ein lustiger Lunnichtgut gewesen — früher, versteht sich — und Arzt in Borneo oder Batavia geworden. Nun, gottlob war er ja nicht am gelben Fieber gestorben; worauf der Bräutigam, diesmal in modisch geschnittenem grauen Rock versicherte, er sei immerhin nahe daran gewesen. Das Glück war vollkommen und die Hochzeit fand bald statt. Wenn A. van Spandow beabsichtigt hatte, in Dranienburg den Nachweis zu führen, daß er wohlhabend sei, ein eigentlich überflüssiges Beginnen, so gelang ihm das unübertrefflich gut. Denn obwohl das Haus der Ostertags, dieses reinliche Gebäude aus der Zeit des alten Fritz, auf der anderen Seite des wahrhaftig nicht übergroßen Marktplatzes lag, und man einander in die Fenster sah, holte der junge Mann, nachdem am Vorabende alle Gebräuche erfüllt waren, das Abschneiden dieses herrlichen Haares ausgenommen, seine Braut in einer blauen, glänzenden Kutsche ab — vierspännig, mit zwei Rappen und zwei Schimmeln, Tieren von alter und vornehmer Rasse, zitternd und wohlgepflegt, deren Beschirung von gediegenen Silberbeschlagen klang, und die Büsche auf den stolzen Häuptern trugen. Ruth, blaß, weinend und in weißer Seide, stieg ein, begleitet von dem guten Hännchen Sals, welche sich ebenfalls in Tränen erging, und lächelte doch durch Schleier und Tränen dem bleichen Manne zu . . . Und alles andere war dieser Pracht entsprechend: die feierlichen Vorgänge bei der Vereinigung vor Gott,

wo noch viele Tränen vergossen werden mußten, wie das Mahl, das lange, üppige und heitere Mahl, zu dem man sich nachher niederseßte.

V

Fünf glückliche Jahre, es vergingen fast fünf glückliche Ehejahre ohne irgendeine Trübung. Frau Ruth, in breiten Gewändern jetzt, fast immer von ruhigem Grün, ging auf dem Markte umher, das Haar unter einer zierlichen Haube aufgesteckt, und kaufte ein, Fleisch, Kartoffeln und Obst, viel mehr als früher, denn es gab Mäuler im Hause, stets offene, leicht zum Schreien geneigte: Gott hatte es gesegnet . . . Dr. van Spandow hatte niemandem gestatten wollen, seine geliebte Frau helfend zu berühren, aber seine Mutter und eine tätige Alte, welche sich darauf verstand, hatte er am Ende zulassen müssen; doch verhinderte die Unterwerfung der Gesichtsmuskeln unter die sachliche Maske des kaltblütigen Arztes und Offiziers vieler Schlachten keineswegs, daß man das Bittern sah, welches bei dem lauten Jammern der Geliebten an ihm rüttelte, und seine Zähne knirschen hörte. Mit Gottes Hilfe hatte sich die schöne Ruth nicht allzusehr quälen müssen; doch meistens verließ das Lächeln für Wolf ihren oft stöhnenden Mund — bis endlich diese Tochter da war, rot, runzelig, mit großem Kopf und aufgerissenen schwarzen Augen. Im Nebenzimmer aber ging Alexander Ostertag zitternd auf und nieder, von der einen Tür bis zur anderen, und betete inbrünstig zu Gott, er möge ihm seine geliebte Ulrike nicht zum zweiten Male nehmen. Und dann kam der Schwiegersonn herein-

gestürmt, erlöst von der fürchterlichen Gespanntheit seiner Nerven und strahlte und weinte, fiel ihm um den Hals und rief ein Mal über das andere: „Ein Mädchen, Alter, ein Mädchen!“ Was an Süße hinter ihr lag, verlor den Schein vor dem Glück der jungen Mutter, und als sie voll Demut, Stolz und Glück zum ersten Male wieder in den Besaal trat, um Gott zu danken, und dies frohe Ereignis wie üblich von der Kanzel herab verkündet wurde, da schien die Sonne hinein und sie fragte, wieso gerade sie eine solche Seligkeit empfing, und antwortete sich, als Wolf sie nachher erwartete: „damit er glücklich ist“. Nach Ulrike, der Ältesten, kam Arnold, der Fortsetzer des alten Namens, ein zartes Kind, das seinem Vater merkwürdig ähnelte.

Fünf Jahre Glücks . . . Weder ihre Liebe nahm ab noch ihre Schönheit. Sie schien ein wenig üppiger geworden in den letzten Jahren, aber noch war sie schlank, aufrecht und vollkommen, wenn sie mit ihrem Manne ins Freie ging, ein Kind an der Hand und das andere vor sich herlaufen lassend, oder daheim, des Nachts. Hatte sie noch Zeit, gute und schwärmerische Bücher zu lesen, Schiller, Corneille, Goethe? Gott behüte; und sie betrübte sich nicht darüber. Da waren ihre Kinder, da war ihr Mann, der Vater, das ganze weitläufige Hauswesen, die Diensthofen, welche zu Klagen Anlaß gaben, die Lieferanten, welche säumten, und die Nähterin, die gerade vergeben war, wenn man sie notwendig brauchte — es gab zu tun, so viel zu tun, daß die Zeit gerade ausgefüllt war, bis die Prager am Abend den Gatten zu seiner Familie entließ.

Fünf Jahre des Glücks . . . Nur die Thora konnte nicht verbannt werden, sie blieb Frau Ruths steter Freund, seitdem Wolf ihr die dunklen Sprüche erklärte und die Weite dieses Weltbuches ihr eröffnete; denn wenn er von den Riten und dem Geseß auch erschrecklich viel vergessen hatte und vielleicht nicht sehr viel davon hielt, so war ihm das Buch doch um so teurer und sehr vertraut . . . Außerdem mußte sie bald den Kindern Geschichten erzählen, wenn sie müde vom Spielen kamen, und Josefs bunter Noß erschien neben dem Glaspantoffel Schneewittchens, Dornröschens Einsamkeit wich vor Jakobs Treue, und der böse Haman nebst dem Riesen Goliath waren sicherlich schlimmere Leute als die Königin und die Knusperhege. Feste kamen und wurden gefeiert, wie es geschrieben stand, gelegentlich Freunde und Gäste geladen, und jeden Sonntag erschienen die alten Spandorvs freundlich, wenig gealtert und gut gekleidet wie stets. Segen ruhte auf diesem Hause — fünf Jahre des Glücks.

VI

Aber Ruth Ostertag gehörte nicht zu denen, die über Geheimnis, Lüge und falschem Grund wohnen dürfen; und da der Mann nicht sprach, an dem es war, gab Gott Lotem einen Mund und ließ mit einem selbstverständlichen Mittel das Notwendige geschehen. Am frühen Nachmittag des elften April 1821, am Tage vor Crew-Pessach, dem Vorabende des Passahfestes, wurde Dr. van Spandow mitten aus einer heiteren Beschäftigung nach der weiteren Umgegend gerufen, wo sich ein Bauernjunge das Bein gebrochen hatte. Er war gerade dabei gewesen, mit Hilfe

seiner jungen Frau den Sauerteig, alle Brotkrumen und dergleichen Reste, die verbrannt werden mußten, aus Taschen und Ecken herauszujuchen, wie es das Fest gebietet, das allem Gesäuerten feind ist, und machte daraus ein frommes Spiel, bei dem es viel zu küssen gab und noch mehr zu lachen. Fast alle Zimmer waren gereinigt, ausgenommen das ärztliche Kabinett, in dem der Doktor es von jeher selbst erledigte, um seine Kleinigkeiten und Notizen besorgt, die von Steinen und kleinen Schußwaffen beschwert und festgehalten wurden. Er warf seinen Mantel um die Schultern: „Der Sedertisch wird doch ohne mich bereit sein?“ Sie knickte übermütig: „Gewiß, Herr Kapitän.“ „Nun also. Ich bin zur Zeit zurück, morgen nachmittag; da sind die Schreibtischschlüssel, suche gut und mache keinen Unfug;“ und er drohte ihr lächelnd mit erhobenem Finger. „Soyez sans peur, Monseigneur,“ versprach sie, während sie ihm die Ledertasche mit den Instrumenten hinhielt. „Nun Adieu, Madame.“ Er küßte sie auf die Stirn: „Adieu, monsieur le capitaine,“ und er ritt davon.

Der Schreibtisch, ein gelbes Ungetüm, welches er sich von seinem Vater hatte schenken lassen, gab sich als eine wahre Burg mit geheimen Zugängen und unterirdischen Verliesen. Ruth öffnete mit den verschiedenen Schlüsseln Schub um Schub, ein Fach nach dem anderen, nahm die Papiere heraus, die darin lagen, Banknoten, Notizen, Scheine und dergleichen, Rezepte und Beschreibungen interessanter Fälle von Heilung oder Tod, legte es aus und legte alles wieder hinein. Sie erheiterte sich dabei, schwenkte ihr Lächeln und sprach mit dem abwesenden Liebsten zärtliche und drollige Worte; es machte ihr Freude, die verborgenen

Federn zu finden, Stellen, an denen man drücken oder ziehen mußte, um eine Geheimplade zu entdecken. Es gab ihrer viele, und sie war schon müde, als sie innerhalb eines Faches, das sich nicht ganz herausziehen ließ, eine Erhöhung merkte: sie drückte, zog und es ließ sich weiter öffnen. Eine schwarzlederne Dokumententasche lag darin, alt und abgeschabt, enthaltend mehrere Dokumente von Wichtigkeit: einen amtlichen Geburtschein, die Urkunde, welche ihn zum Leutnant machte, sein Doktordiplom aus Leiden, eine Bescheinigung der Marienkirche in Köln, daß der sergeant-major Wolf de Spandow am 9. Juni 1806 zum katholischen Glauben . . . hier öffnete Frau Ruth den Mund, um zu schreien — der Raum kreiste in einem Wirbel um sie, in einem Trichter, der in ihrem Herzen mündete — erblaßte aber fürchterlich und glitt, ihrer Sinne unmächtig, an dem gelben Schreibtisch herab zur Erde. Sie erwachte endlich aus tiefer Ohnmacht und fühlte sich wie ein bebender Stein. Sie erhob sich mit Anstrengung an der Kante des Möbels. Sie riß den schrecklichen Lauffchein mitten durch mit Händen, die sie nicht leitete. Eine Erkenntnis, daß sie eilen müsse, begann sie zu jagen. Sie steckte einen Teil in die Tasche und rief, alles liegen lassend, wie es lag, mit fremder Stimme nach den Kindern. Ihren Kopf fühlte sie ganz leer, doch nur so, wie ein Raum leer ist, vor dessen Türen eine schwarze Menge drängt, einzudringen — man mußte fertig werden, ehe es ihr gelang. Sie nahm den Kleinen auf den Arm, gab Ulrike, welche, nichts Trauriges ahnend, ohne Ende von der Großmama sprach, die heilige Schrift in die Hände und ging, ohne sich umzusehen und ohne

der Wohnung derer, die von ihm gegangen waren, als er noch lebte. Da sein Todestag unbekannt blieb, entzündete Ruth es am Abend vor Erre-Pessach; und aus einem Gefühl, das sie nicht hätte erklären können, aus einem dumpfen und sich durchsetzenden Impuls heraus stellte sie das Tischchen mit dem knisternden Licht unter ihr großes Napoleonbild. Und so blickte der Imperator jedes Jahr einen ganzen Tag lang über das Seelenlicht einer einsamen Jüdin hin. Sie aber stand, wenn die anderen schon schliefen, lange vor seinem stillen Gesicht, und langsam wandelte es sich, ward einem anderen ähnlich, das sie im Blute trug, ward ihm gleich, und machte, daß sie in Leid, Sehnen und Reue weinte. Und wenn sie dann ihren Kopf in die Hände nahm, gebeugt und ohne Halt, lebte in dem Zimmer nichts als das Antlitz des toten Kaisers, das der zuckende Schein beseelend überhuschte, und beherrschte die Dämmerung, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den stillen Brauen, eine Hand in der Weste und eine auf dem Rücken.

Σινέμα

Fünf Minuten nach acht trabte Benno Bremm, Lehrling der Buchhandlung Schirich, über den rotbeglänzten Schnee der Geschäftsstraße, fröstelnd und vor Ermüdung steif, aber einen verloren glücklichen Ausdruck in den Augen und um den Mund. Er schien nicht bei der Sache, denn er grüßte seinen ehemaligen Geschichtslehrer erst, als er fast ganz an ihm vorbeigegangen war, und doch blieb dieser Herr der einzige, vor dem er noch und aus freien Stücken den Hut zog, weil nur sein Unterricht dem ehemaligen Realschüler etwas Lebendiges gegeben hatte: Friedrich der Große, wundervoll! und Bonaparte . . . weite Felder voll von Gefallenen, von Sterbenden, Kanonen umgestürzt und zerschmettertes Gerät — und auf jagendem Rappen darüberhin Einer: „Vive l'Empereur!“ Und wiederum der König mit dem harten Gesicht, auf der Trommel sitzend nicht weit von den Gefallenen Rollins . . . Dies liebte der Sekundaner Bremm. Seitdem hatte ihn das Leben etwas härter gepackt . . . Er wurde rot und grüßte zwei unerwachsene Mädchen, aber sie dankten kaum, und er fand das in der Ordnung, schwermütigen Herzens. Warum bemerkte er sie überhaupt noch, diese Blondgezopften, Hübschen, die da rotbäckig und übermütig mit den neu geschenkten Schlittschuhen klinkten? Ach, er wollte doch noch irgendwie „dazu“ gehören, auch

seit er, der blauen Mütze verlustig, ihnen hinter dem Ludentisch die eben erstandenen Schulbücher einpackte, bis zu den Haaren errötet und mit behinderten Fingern. Dann griff ihm seine beschämende Erniedrigung aus der Brust hinauf in den Schlund, mit würgender Faust, würgende Bitternis, und er verdrängte nur aus Trotz ein verzweifeltes Weinen. Ja, es blieb tröstlicher, diese schlecht gedruckten Bände hier, die er mit angstvollem und berauschendem Herzklopfen in der Brusttasche seines Mantels spürte — denn der Erwerb konnte nicht rechtmäßig geschehen, diese Welt war vielmehr so eingerichtet, daß man sich das bißchen Glück entwenden mußte, seinem Chef stehlen, wenn man so will, der eine Buchhandlung besaß, ohne all die Schätze wert zu sein — diese Reclambücher aufzuschlagen und zu sehen, was aus den tapferen und galanten Kavalieren geworden war, diesen Frauenhelden und Duellanten, aus d'Artagnan, den er das vorige Mal als Leutnant verlassen hatte, Leutnant im ersten Regiment der Welt, den Grand-Mousquetairs Seiner Katholischen Majestät Ludwigs XIII. . . . und vor allem aus Athos, dem Grafen, diesem vornehmen und melancholischen Soldaten. An ihnen hatte er Freunde, zu ihnen gehörte er, und wenn sie vor ihm, ja eigentlich für ihn ihre Abenteuer bestanden, so gab es kein Morgen mehr und gar keine Misere. Man mußte nur gleich die Lampe löschen und den glühend schweren und taumelnden Kopf ins Rissen drücken und in den Schlaf fallen, der so sehr not tat, in den dumpfen und heillosen Schlaf nach der Ausschweifung — gesetzt, daß man nicht absichtlich noch wach blieb, um ein bißchen im Wachen zu träumen, daß man schön

sei, tapfer und geliebt, einen Roman fortzuspinnen, der viele Nächte hindurch vorhielt, ein unterirdisches und verzaubertes Dasein voll Glanz unter dem fahlen Gram der Lage, und die jede Nacht einmal gipfelte, wenn seine Hand unter dem schweren Deckbett nach kurzer Verzückung suchte, auf die freilich jede Nacht Verzweiflung folgte und das Gelübde, nie mehr, nie mehr . . .

Benno Bremm, lang aufgeschossen, zu kurz gekleidet und achtzehnjährig, geht schnell und töricht lächelnd seines Weges. Er hat vergessen, daß er bleich und übernächtigt ausieht, daß seine Augen einen schmalen roten Rand und seine Wangen häßliche Gruben haben; er hat noch tiefer vergessen, wie groß und abstehend seine Ohren sind, wie gelb seine Zähne, und daß seine kleine Nase, in deren Sattel der Bügel der Brille einen roten Streifen gedrückt hat, aufs allerkomischste hoch oben in seinem Gesicht steht, einen überlangen Raum bis zur Oberlippe lassend; er weiß nicht mehr — sonst weiß er es — wie breit dieser Mund ist und wie kurz der Hals, auf dem der Kopf sitzt: er lächelt nur mit großen schwimmenden Augen von blassem Blau, und sieht sich in einem goldverbrämten Samtrock von besänftigtem Rot, den nackten Degen in der Hand, der soeben dem Gegner die Brust geöffnet hat, atmend, tapfer und glücklich, während die geliebte Gräfin den Sieger erwartet, schwach, mit wogendem Busen.

Ach, es ist nicht gut, so süß zu träumen! Die Luft der Bremmschen Wohnung und besonders die des Zimmers, in dem sie lebten und speißen, war gesättigt von verdrängter Feindseligkeit und schwer von dem süßlichen Geruche des eben gegessenen Gerichts, weißen Krautes, das

mit Reis und etwas Zucker zusammengekocht wurde und das ein bißchen fade roch und schmeckte. Der Postbeamte Bremm saß rauchend hinter der Zeitung, eine alte Literatka aufgeknöpft über dem wollenen Hemd; die Mutter, lang und hager, machte dem Ankömmling Vorwürfe, daß das schöne Essen kalt werde, in einem weinerlichen Ton und immerzu strickend, wobei sie mit leerem, von Arbeit erschöpftem Blick in eine Ecke sah, wo sie nichts Sichtbares fesseln konnte, wenn nicht die grauen Spinnweben unter der Decke; und sein jüngerer Bruder las in besleckten grünen Heften, die das romantische Geschick des Heinrich Anton Leichtweiß, berühmten und heldenmütigen Räubers, bis zur zweitausendvierhundertsten Seite hinzogen . . . Man sprach nicht miteinander; einer machte dem andern durch seine bloße armselige Gegenwart den Vorwurf, daß man es „im Leben“ zu nichts gebracht habe, daß er ihn hindere und unten hielte, und daß man, allein, ein ganz anderer Kerl geworden wäre. Benno fühlte sich vernichtet und gab sich verloren. Nie hatte er einen roten Samtrock getragen, noch würde er es je; zu diesen Leuten gehörte er, die ihn haßten, weil er kaum Geld verdiente, und daheim stets in den Büchern „schmökerte“, und die jedermann unterirdisch oder auch laut beschimpften, der reicher, glücklicher, edler war als sie. Daß es warmes Essen gab, machte sein Unglück vollkommen, denn nun konnte er nicht, wie er es sonst tat, lesen und sein Abendbrot verzehren, wobei er zugleich das Glück der Entrückung hatte und das des schwer arbeitenden Magens, der sich langsam mit Mengen schlecht gekauten Brotes füllte, gemischt mit Schweinesfett und billiger Wurst, und der sich

manchmal mit üblen Gerüchen Luft schaffte, was nur darum nicht auffiel, weil es ihnen allen gleich erging. Ja, auch in dieser Ungebundenheit lag ein kleines Glück, da er sich tagsüber im Geschäft nur in erschlichenen Augenblicken erleichtern durfte.

Er aß, während Hitze und schlechte Luft auf ihn ein-drangen und innen die Müdigkeit des Leibes und Geistes sein bewußtes Leben aushöhlten und zerfallen machten, und las ganz mechanisch die Annoncen-seite der Zeitung durch, die der Vater ihm entgegenhielt, als Rehrseite des Textes, dem er selbst sich widmete. Und so leblos war er und stumpf, daß er eine bestimmte Anzeige zweimal durchsah und ein drittes Mal begann, ehe er sie verstand. Eine „Duse“ — wer von seinen Angehörigen verstand, was dieses Wort meinte? Sie alle nicht, diese Ungebildeten; er allein konnte dahinter den Sinn hören und wissen, daß so eine große französische Schauspieler-in hieß, und daß man es „Düs“ auszusprechen hatte. Dann al-lerdings, als er begriff, was geschah, zog sich seine Seele jäh zusammen in einen Knoten von Ungeduld, Spannung und grellem Glück: also sie war zu sehen, er würde sie heute, heute abend noch sehen! Und er ließ, während er mühsam ein glückliches Lächeln unterdrückte, den Blick unverwandt auf jener Anzeige haften, die in geschwollenem und markt-schreierischem Deutsch verkündete, daß die „Duse der Kinokunst“ heute abend im Univer-sum Bioskop-Theater spielen werde, auf einem Film, dessen gleichen die Welt nicht aufzuweisen hatte, in dem tieftragischen Monopoldrama „Im Tode geföhnt“.

Er hatte kaum recht gegessen, kaum die erste Mattig-

feit des Rückens und der Beine oberflächlich ausgeglichen, denen ein fast zehnstündiges Stehen noch immer nicht geläufig sein wollte, als er sich erhob und erklärte, er gehe noch fort. „Wohin?“ fragte die Mutter; und er äußerte ironisch, er sei beglückt über so viel Teilnahme, er gehe eben fort; aber in ererbter Slaverei fügte er hinzu, die Fahrt gehe vielleicht sogar ins „Universum“. Und während die Mutter über seine Frechheit klagte, begab er sich, im Rücken bedroht von einem grimmigen Blick des Vaters, der wie stets in einem vernichtenden Achselzucken endete — denn er hatte es längst aufgegeben, diesen Patron zu erziehen — eilig zum Kleiderhaken, zog seinen Mantel an, fühlte froh die Lüste voll eines Klumpens kleiner schwarzer Rosinen, ungewaschener Korinthen, noch ungeöffnet in der Tasche — er hatte sie erstanden, als er nachmittags ins Geschäft ging, um sie beim abendlichen Lesen zu verzehren — schlüpfte in das dumpfe Schlafzimmer, in dem es lau, süßlich und ungelüftet roch und das er mit seinem Bruder teilte, und hob aus seinem schon aufgeschlagenen Bett ein schnurrendes, weiches Wesen, ein junges Käzchen, das dort behaglich geschlafen hatte, seinen Liebling, dem er im Finstern sein blondes Fellchen und fast blaue, seelenvolle Augen anzusehen glaubte: er nannte sie Klara. Nachdem er dafür die erbeuteten Bücher in dem gewärmten Bettplatz vergraben hatte, steckte er die Freundin in die Brusttasche des Mantels — nicht ohne daß sie sich heftig sträubte — und ging dann, den Kragen aufgestellt, der sie verdeckte, unbefangen durch die helle Stube. Die Begleitung seines Bruder verbat er sich aufs unfreundlichste und entfernte sich von den Seinen.

Die Nacht, kalt und windlos, gab ihm einen Strom Frische in die Brust, und sein Herz schlug unregelmäßig dem schäbigen Glück entgegen, das ihn alsbald umfassen sollte. Von der Kirche her schlug es halb, halb neun; so würde er den Film noch unbegonnen vorfinden, den das vornehmste der sechs „Theater“ des Städtchens für eine vermutlich überaus große Summe aufführen durfte, um noch größere damit als Tribut der Kunstfreunde einzuhelfen. Dieses geniale Vereinen von Kunst und Geld stimmte den Jüngling nachdenklich und ehrfürchtig, denn er besaß eine natürliche Art, den Wert einer Tätigkeit an den Beträgen zu messen, die sie einbrachte. Er bog um Ecken, trat eilig in den weichen Schnee, der ohne Laut nachgab: schon schimmerten von fern, am Ende der Straße, die grell rötlichen Bogenlampen über dem Portal des Cinéma. Er gebrauchte nie den gemeinen Ausdruck Kien-topp, dem man es anhörte, daß er in Berlin gebildet war, noch auch das gespreizte „Kino“ der Einheimischen — nur das französische Wort, dieser helle schlagende Klang dreier glücklich geprägter Silben vermochte es, dem zauberisch Fremdartigen der Sache zu genügen. Er setzte im Laufen seine Brille auf, damit man ihn für einen Schüler halte und er der Ermäßigung teilhaftig werde, die man solchen für die teuren Plätze gewährte, und während er für dreißig Pfennige ein Billett erstand, zehrten seine Augen gierig von dem aufregenden Bild der dämonischen Mimik, in deren berühmtem blutlosem Antlitz zwei faustgroße Augen vampirisch glühten.

Er saß und schaute. Auf seinem Schoß lag still die kleine weiche Klara, das Kästchen, verdeckt von dem Mantel,

und gestreichelt von den unruhigen Händen, die sich beschäftigen mußten; den vom Nagen der bereits sehr kurzen Nägel empfindlich gewordenen Fingerkuppen tat das sanfte Fell sehr wohl. Mitunter grub er einen kleinen Ball Korinthen aus seinem Taschenvorrat und schmeckte seine salzig beißende Süße; aber wenn die Kerne, klein und häufig, sich zwischen seinen hie und da zerstreuten Zähnen festsetzten, bedurfte es langen Saugens, und die Luft zirpte wie ein kleiner Vogel zwischen Zunge und Zahnfleisch, um ihn zu entfernen, so daß die Nebensitzenden aufmerksam wurden; dann errötete Bremm im Dunklen, obwohl er eigentlich niemand störte. Im Halbschwarzen rund um ihn, in dem links zwei rote Lämpchen glimmerten, atmeten und rührten sich die Vielen, die den schlauchartigen Raum füllten, bewegten sich Köpfe, scharften Füße. Ein elektrisch betriebenes Klavier hämmerte etwas Marschartiges. Vorn aber, zuckend und scheinend, mit scharfen Lichtern und tiefen Schatten, schwirrend und doch fest umrissen, zog es vorbei, geschah es, das grelle Märchen, unreinen Zaubers voll, und ergriff die Seelen, aber mit groben Fäusten. Ihnen allen taten die Augen schon etwas weh, aber noch beteiligten sie sich mit ganzem Leibe am Gesehenen, und nur der Geist ruhte aus, geriet in dumpfen Dunst, ward dick, verkam. Das, was gezeigt ward, hatten sie schon wie oft gesehen; aber sie wollten ja immer dasselbe finden, primitive Vorgänge, um primitiven Gefühlen Betätigung und genußvollen Ausweg zu erlauben. Dabei verlangte man weniger Sinn als Sinnfälligkeit, und scharfblickende Begründung wird nicht gefordert . . . Ein feiner, junger Mann gerät in Not, muß Kellner werden, da er vom

Ball kommend, gerade einen Frack trägt, und wirft einen Stoß Geschirt um; hundert Zeller gehen entzwei, er flüchtet: und nun beginnt eine Jagd, im Laufe derer man zwanzig Leute umrennt, die erboht verfolgen helfen, Häuser werden erklettert, eine Lawine von komischen Unglücksfällen trägt sich zu, bis der Urheber, lächerlich zugerichtet, ins Heim einer fremden und reichen Familie flüchtet, deren Tochter demnächst seine Braut sein wird — denn sein Schnurrbart und seine zuckerigen Augen haben keinerlei Reiz eingebüßt. Dies ist gemacht, damit man lache: und sie lachen, die ungesunde Lust des finsternen Gewölbes dröhnt vom Gelächter aller dieser Menschen, die sich laufen fühlen, stürzen, jagen, die beglückt sind von der Aussicht auf Prügel und schmalzig gerührt von dem plötzlichen Glück des ungeschickten Kavaliere; auch Benno Bremm, der stets Gedrückte, lacht so, daß die klebrigen Korinthen, die er im Munde hat, diese unsauberen kleinen Weinbeeren, ihm den Atem versperren und ihn zum Husten zwingen.

Gab es das noch, das Dasein draußen? Aber hier rollte eins, hundertmal brennender und doch ungefährlich, zusammengepreßt, aber für sich eingesperrt wie die flüchtig gemachte Kohlenensäure, von der er in der Schule gelernt, daß man sie in eiserne Flaschen füllt . . . Wenn hier Eltern vorkamen, so sah man sie sich lächerlich elternhaft gebärden, aber sie konnten keinesfalls an einen heran; und gesetzt, daß hier ein Laden gezeigt ward, so blieb eines sicher: nicht er, Bremm, hatte ihn vom Staub zu reinigen — vielmehr würde er geruhig und schadenstroh auf jenen Lehrling blicken, falls einer agieren mußte. Wie war man sicher hier! Ach, daß das Leben, das wirkliche,

für ihn nicht auch verlief wie ein Film, dem man müßig zuschauen durfte auf bequemem Sessel! Ach, daß er nicht reich war! nicht schön, nicht begehrenswert war, nicht gemacht für untätiges Glück!

Aber das Klavier beginnt etwas Getragenes, und siehe: ein Blockhaus ist bedroht, gleichgültig warum, eine Botenschaft muß gebracht werden, gleichviel an wen, und jemand wirft sich aufs Pferd und reitet, reitet und die Verfolger hinter ihm her. Aber dies Reiten: hat jemand derartiges geahnt, ehe es hier wirklich wird? Bill — heißt er nicht so? wird hinten sichtbar, ganz weit weg, ein Punkt — und man kann kaum dreimal atmen, kaum dreimal den atemlos bohrenden Finger — denn sein Taschentuch klebte hart und grün wie ein runzeliges Äpfelchen an der Taschenwand, — im lustvoll geblähten Nasenloch umdrehen, ehe er da ist, ganz groß, rasend, in einem übermenschlichen Galopp . . . Und die Feinde reiten ebenso! Ein neues Pferd! ohne Anhalten hinauf und weiter, dahin, zum Ziel: dann rauchen die Revolver und die Verfolger stürzen; gerettet aber ist das Vaterland, die Braut und die Ehre der Familie . . . Das Herz Benno Bremms ruht aus, müde, siegreich und selig. Gebenedeites Amerika! Woher käme uns sonst solche Kunst! Was wäre imstande, all unsere Muskeln so zu spannen, unser Blut zu jagen, unsere Lungen an die Rippen zu drücken! Der Schatten Karl Mays schwebt über dir, Edelmüt, Winnetou, Schatterhand, Gold, Blut und Fäuste . . . Ach, warum war man nicht ein Abenteuerer, frei und stark, und preßte die Schenkel an den keuchenden Gaul.

Nach einer kurzen Pause, zur Vorbereitung des Großen Films, erlosch das Licht wieder: erscheinen würde Sie.

Eine Geige sang voller Schmachten und das sanft quäkende Getön eines Harmoniums bereitete eine feierliche Rührung vor. Sie erschien, weiß, schmal und schwarzäugig. Ein Geschick vollendet sich, ein Dasein wird gelebt . . . Junges Herz, in Notdurst und Häßlichkeit und alltäglichem Elend — wir sind nicht so hart wie dein Vater, wir schlagen dich nicht und weisen dich hinaus, weil du einmal glücklich sein wolltest und jenem jungen Edelmann den Mund schenkest und den Leib, ihm, der dich auf der Bordertreppe küßte, als du sie frühmorgens — denn du bist nur Portierstochter — mit dennoch unumgänglich weißen Händen scheuertest und wuschest. Und wie schön du bist in den neuen Gewändern, die er dir gab, der Staunenden! Nun bist du also glücklich, so ist das Glück — auch wir sind's mit dir. Doch warte nur — und siehst du: schon ist er deiner satt . . . Dein Kind, das kommen wird? Aber er gibt dir Geld . . . und du mußt es nehmen, denn dir bleibt nichts . . . Übrigens wird es nicht lange vorhalten. Auf der Straße hast du ihn gesehen, mit seiner schönen, reichen Braut und in deinem Zimmer ist's eisig kalt, und so trostlos kahl, daß einen schon beim Anblick friert? Nur das Ende bleibt dir, das Ende der Armen . . . Nimm dein Kind ins Luch, geh hinaus; dort, wo die große Stadt aufhört, findest du ein Feld voll Schnee, und es schneit ja noch immer. Lege dich hin und ruhe; es soll sanft sein, schlafe. Und siehe, dein Gesicht ist ganz hold von Stille, ehe es der Schnee begräbt . . . Die Musik schwieg, es wurde Licht, man ging hinaus; Schnee fiel in großen Flocken.

Benno Bremius Kopf, heiß und dumpf, taumelte von

dem Unerhörten. Unmöglich, nach Hause zu gehen; und als ihm irgendwie einfiel, daß er morgen früh Ladentisch und Bücher abzustauben habe, graute ihm so, daß er den Ekel im Munde bitter schmeckte. Fliehen, ins Freie! Er durchschritt einen Tunnel, stieg Stufen, ging an Häusern entlang und durch zwei leere Straßen der Vorstadt, die grünliche Gaslampen notdürftig erhellten: sie blieben zurück und eine Landstraße zog ihn vorwärts, er bog ab und wanderte mühsam auf einem Wege, den er vom Sommer her gut kannte. Es schien ihm, er sei vergiftet oder halbwegs betäubt, und trotzdem hatte er noch nie so unbarmherzig grell und scharf gesehen, was für ein elendes, weggeworfenes Stück Welt er darstellte. Er erblickte im Schreiten dieses Geschöpf Benno Bremm, unsauber und schwach, das sich nächtlich an sich selbst verging und das in Träumen lebte, die von der Wirklichkeit gräßlich verhöhnt wurden; er hätte nicht sagen können, woher ihm das Fühlen kam, aber es überwältigte ihn dumpf, daß dieses Sein die Welt entwertete, und daß ihm recht und gut geschähe, wenn er nicht da sei, nie gewesen wäre. Rechts und links lagen die Felder unter dickem Schnee, weiß dämmernde Wellen, sanft, weich und ruhevoll . . . Er blieb stehen und sagte laut: „Aber ich darf ja!“ Ja, er durfte, ja, ja, er wollte! Seine Eltern? er hob die Achseln und lachte scharf. Sie würden einen neuen Grund haben, über Unglück zu klagen — welcher Genuß im geheimen, den er ihnen spendete — nichts hielt ihn, kein Mensch; das einzige Wesen, das ihn liebte, war bei ihm, würde ihn begleiten, und er brauchte es nicht bei den Bösen zurückzulassen. Und wie süß war es zu emp-

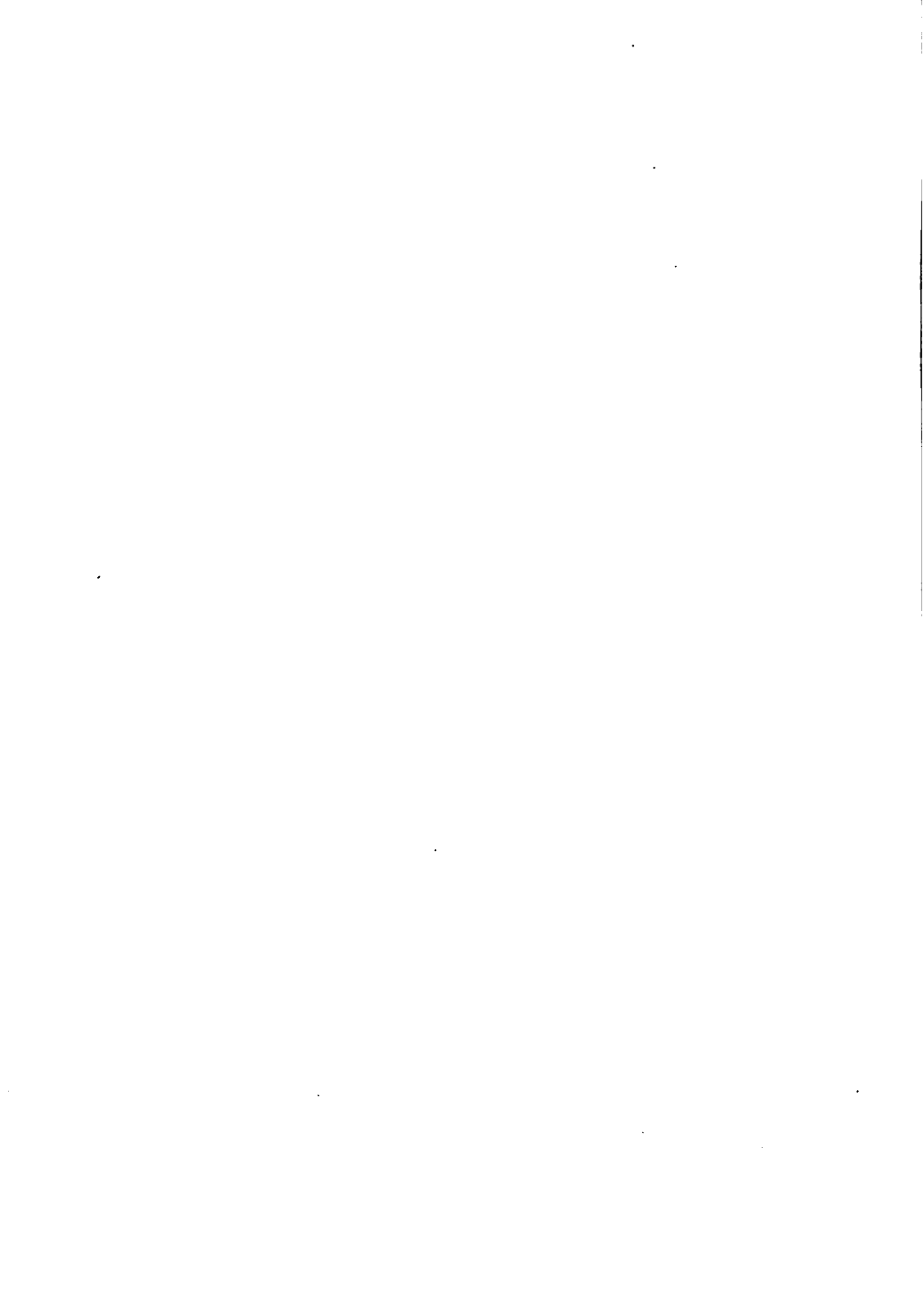
finden, wie die blonden Mädchen, die ihm kaum dankten, die Mitschüler, die nicht mehr mit ihm sprachen, staunen würden und bedauern, daß sie nicht gütiger gegen ihn gewesen waren, wenn morgen in der Zeitung stand, daß man ihn erfroren gefunden habe! Er lächelte glücklich — schon lag er rücklings im weichen Schnee — er verzieh ihnen. Sie hatten sich stets von ihm gesondert, ihn nie gut genug gefunden zum Verkehr, den Stärkeren gefiel es, ihn manchnal zu prügeln, und die Schwächeren gaben ihm Spottnamen und rissen flink aus in den sicheren Schutz muskeltstarker Kameraden. Er hatte keinen Freund gefunden für länger als drei Wochen, und stets sollte er die Schuld tragen, seine Art und seine Gewohnheiten. Als ob dabei etwas Schlimmes gewesen wäre! Nun würden sie's haben. Daß er als Märtyrer starb, sie waren schuld, denn sie alle, samt Eltern und Lehrern, mußten es verantworten, daß nun, wo er seine Jahre nach Licht über sah, nur Bücher und Träume sich wiesen und Sommer nachmittage einsam im Wald. Und jetzt hatten sie ihm auch die gestohlen und Sonntags allein ihm erlaubt, dorthin zu fliehen. Doch heute wurde das gleichgültig, er hatte genug und rechnete ihnen das doch nicht zum Bösen an. Mochten sie glücklicher werden als Benno Bremm, er gönnte es ihnen, er klagte nicht an. Sie würden hinter dem schwarzen Wagen gehen, der seinen Sarg zu Grabe fuhr, die ganze Klasse; und die Mädchen würden weinen, sie, die ihn stets verlacht und nie gern gehabt und geküßt hatten. Er streckte sich, voller Süße wie nie im Bett, und blickte froh in die leisdurchschwebte Schwärze, weil er sich so edelmütig erwies.

Es fühlte sich gar nicht kalt an. Man wurde langsam schläfrig; und wie schnell der Schnee einen bedeckte! Er sah noch die Kappen seiner groben Schuhe schwarz und rund; sie schienen ihm sehr nahe. Er wärmte die Hände in den Taschen des Mantels und war zu müde, sie herauszuziehen, als Klara sich aus ihrem Versteck wand und arbeitete, halben Leibes, dann ganz, und neugierig die Luft einsoß. Sie saß auf seiner Brust, warm, weich und lebendig, die fallenden Flocken ärgerten sie und sie begann, mit dem Pfötchen zierlich nach ihnen zu schlagen. Eine wunderliche Helle erlaubte ihm, sie genau zu sehen, dann schloß er ein bißchen die Augen; das tat wohl. Ein weiches und trüges Glück erfüllte ihn und ließ ihn vergessen, gleich nachdem er es bemerkt hatte, daß seine Füße erstarrten. — Ob es sehr süß war, geküßt zu werden? Er gähnte, leichter Schnee sank ihm auf die Zunge und schwand mit heißem wässerigem Geschmack. — Wie sanft die Ruhe das Herz erlöste! Sein Bruder schnarchte nicht — so würde er bald schlafen; schlafen und träumen. — Es kam ihm vor, als entfernte ihn ein Luftballon, in dessen Gondel er schlummernd ruhte, von da unten, vom Gewimmel, in Luft, die ihn rein und kalt anhauchte; und schon senkte der Engel Tod, der im Paradiese droben als stiller Bogt der Seelen wandert, seine gütigen Augen auf des Knaben Herz, daß es matter ging. Aber zugleich erhob die Jungfrau Marie, selig schwebend im bestirnten firmamentnen Mantel, die ihren auf zum strahlenden Sohne, der die Welt jederzeit ganz sieht, und bat, denn ihr Herz gehört in Liebe jedem Armseligen; er aber lächelte göttlich und blickte leuchtende Gewährung; und Sankt Georg, der

heilige und zarte Kavalier der Himmelsherrin, machte sich gleich auf, dem sammelnden Bogte die Botschaft zu bringen, es sei das Sterben dieser armen Seele vorweggenommen und gestillt durch das große Sterben auf Golgatha, im vergrabenen Drang sich zu opfern, zu sühnen und aufzusteigen, im Feuer des Endes sich zu läutern, sei ein neuer Keim in ihr geboren, und es sei ihr zugesprochen, zu leben. Denn wie hätte sonst geschehen können, daß der Knabe geweckt wurde, aufzuerstehen? Er schloß schon fast im Grunde des Schlummers und sein Traum kleidete ihn in das bestickte Wams des Leutnants der Musketiere: er war d'Artagnan, und d'Artagnan kam in Galopp, er brachte der Königin einen Brief, sein Degen klirrte und sein Rock von weinrotem Sammet flog ihm um die Hüften. Weinte die Königin? Aber hier weinte doch jemand! Er schüttelte fast willenlos den Schnee von der Stirne und öffnete die Augen halb im Schlaf: Hier weinte doch jemand! Klara weinte, sie fror und schrie hell und langhin wie ein Kind in die Nacht, die begann, sich zu besternen. Er holte sogleich voll Erbarmen die Hände vor und setzte sich auf, sie einzuknöpfen. Er wurde plötzlich ganz wach, ausgeruht und erfrischt. — Also hier saß er? Und ein Schreck, der ihm ins Herz schlug, riß ihn empor: er sprang auf die Füße — was tat es, daß sie eisig und halb erstorben waren — er stand, er lebte! Klara war in den Schnee gefallen; er hob sie auf und drückte sein Gesicht in den flaumigen Pelz. Leben! ein gräßlicher Schreck fiel ihn an. Irrsinn hatte ihn hierhergeführt, ihn vergessen lassen, daß er noch gar nicht alt war, daß so vieles noch geschehen

konnte, daß daheim Bücher lagen und auf Lesen warteten, daß der Sommer kommen würde! Sterben? Aber eines Tages kam das Glück, es wartete schon auf ihn, irgendwo, irgendwann, und er wollte es versäumen? Und mittlerweile gab es Bücher, Träume, Klara, gab es den Cinéma — und andere Städte, in die er, erwachsener, gelangen würde, große, voll von Wundern und Mädchen, von denen eines auch ihm bestimmt war. O dafür konnte man wohl Ladentisch und Bücherreihen von Staub säubern! Und er machte sich eilig auf, taumelnd, denn die Füße trugen ihn schlecht im Schnee, zur Flucht in die Stadt, die sich hell überdunstet vor ihm ausbreitete. Ihn hungerte ein wenig, und er suchte in der Tasche nach den Korinthen, die noch in der Lüte klebten und süß im Munde zergingen. So humpelte er dahin, sehnsüchtig nach der erhellten, erwärmten und etwas dicken Luft der Straßen, ein Verwundeter, der das Schlachtfeld hinter sich läßt, und halb froh, mit verminderter Tauglichkeit, aber lebend, das Regiment sucht, zu dem er nun einmal gehört.

Der Gehilfe



Er erwachte plötzlich. Die Räder mochten über einen Stein gegangen sein, und der Stoß hatte seinen Kopf gegen die Wand der Kutsche geworfen; der Schlag entriß ihn unklaren Träumen. Er rührte sich nicht. Vor seinen müden Augen flackerte und tanzte, in einer klirrenden Laterne von Messing und Glas, das Licht, von dem das Innere des Wagens schwach erhellt wurde; die Helligkeit zitterte auf seinem blassen, klugen Gesicht. Er spürte im Munde einen bitteren Mißgeschmack und dachte flüchtig an Äpfel, die sie ihm mitgegeben hatte. Die Fenster klapperten leise, und draußen trottetten die Pferde auf dem gefrorenen Boden, beides schien die Winterkälte übertreibend auszudrücken; aber ihn fror nicht, die dickbehandschuhten Hände in den Taschen des schweren Pelerinensmantels, den Fuchskragen über Ohr und Kinn geschlagen, die Kastormütze um die Stirn und die Füße im Fußsack aus Heidschnuckensfell. Sie fuhrn durch ein Dorf, aber er war nicht lebendig genug, sein Gesicht an die Scheiben zu drücken, die Trunkenheit des Grames und des Schlafes lähmten ihn. Ein kleines helles Vogelstimmchen rief; Goldammer, sagte der Kenner in ihm und wunderte sich: jetzt in der Dunkelheit? dann schloß er die Augen. Das war Weende; die Fahrt endete bald — doch seine Lider fielen wieder und machten aus dem kleinen Gesicht,

das im Pelzwerk verschwand, etwas Lotes. Kein Schlummer stellte sich ein, Gedanken zogen über das Dunkel, düster schimmernde Wolken über einen nächtlichen Himmel.

. . . Er hatte sie dort lassen müssen! Monatelang würde er ihre Blicke nicht auf sich fühlen, ihre Stimme würde er wieder vergessen! Sie war ihm zuletzt um den Hals gefallen, die großen geliebten Augen voll von Tränen, und hatte geschluchzt: „Hole mich, hole mich bald! Sie quälen mich so . . .“ Ihm ward kalt vor Grimm: feinetwegen quälten sie sie; weil sie seit Jahren, vielen, versprochen waren, und er nicht kommen konnte, sie zu sich zu nehmen. Die Mutter hatte täglich bissige Reden, und der Vater wies ihr ein mürrisches Gesicht. Er hatte es vergessen gehabt, Träumer, der er war, hatte Wochen bei ihr in Northeim zubringen wollen, beglückt von ihrer Nähe und der stillen Arbeit — nun war er eilig aufgebrochen, zurück nach Weimar, von wo er doch zu fliehen gedachte. Aber nun, da die Frau Großherzogin ihm ein Gehalt anbot, eine feste bürgerliche Anstellung, wenn er den Unterricht der jungen Prinzen fortsetzen wolle — nun war es seine sichere Pflicht, ohne Zögern ja zu sagen, zuzugreifen und zu heiraten — alle Abneigung gegen mündliches Wirken zu vergessen, und nur die spärlichen Mußestunden vor dem weißen Papier zu verbringen, das durch Linte und Gänsekiel den Geist, die Form, das dauernde Leben empfangen sollte. Wenige würden es sein, wenige solche Stunden — und er stöhnte laut in ohnmächtiger Verzweiflung — sehr wenige! Das geliebte Mädchen, so nahe bei Tag und Nacht; die Hofgesellschaft, die lockende Unruhe, das Auf und Ab vieler Menschen,

lieber, wohlmeinender, aber ablenkender Menschen; die unselige Leidenschaft für das Theater, die ihn wie eine Ausschweifung beglückte, um sich hernach in peinigende Reue zu verwandeln, der Zeit wegen, die sie dem Werke stahl. Und besonders: der Meister, der weise, zaubervolle, übermächtige Greis . . .

Er sprang auf die Füße — mochte der Fußsack zertraten werden — —, sein Kopf berührte das Dach des Wagens, er öffnete das Fenster und atmete gierig die eisige Frische ein, die ihn ansprang, Nachtluft, Winterluft. Die Felder schimmerten im Schnee, ein mattes Licht ausstrahlend, rechts und links standen schon einzelne Häuschen inmitten der umzäunten Gärten, und vorn, zarte Helle über sich, lag Göttingen. Dies hier rechts war Lichtenbergs Pavillon, und die vielen Baumkronen weiter vorn gehörten dem Weender Kirchhofe, wo Bürgers Grabmal stand . . . Er schlug das Fenster zu und suchte seine Ecke auf, in zehn Minuten hielten sie vor der Krone, in drei Tagen war er wieder daheim . . . Wie geläufig ihm das alles noch war . . . Freilich, er hatte es weit gebracht, seit er zum ersten Male hier eingezogen war . . . laß sehen, wann — — anno einundzwanzig, vor neun Jahren. Jetzt weilte er, wenn er sich in Weimar aufhielt, täglich in dem Hause mit den schönen Treppen oder im Garten unten am Stern; mit demselben Greise, dem alle bedeutenden Köpfe Europas ihre Unterordnung, in Brief, Widmung oder Worten kundtaten, fuhr er in der Kutsche, lehrte ihn mit dem Bogen schießen, empfing ehrfürchtig aus seinen Händen Urschriften seiner schönsten Werke oder hörte ihn selbst daraus vorlesen: und er, der

Geringe, durfte über Druck und Umgestaltung jener Schriften mitreden, die Deutschlands kostbarstes Gut ausmachten! Der alte Student, der mit neunundzwanzig erst zur Universität gelangte, der schüchterne Dichter von damals: das hatte er nicht einmal erträumt . . . Die Jeneser machten ihn zum Doktor, auf den Wink des Meisters, dann sandte er ihn gar nach Italien als Begleiter seines Sohnes; nun kam er zurück, die Seele voll von Geschautem.

Wirklich? Kehrete man, wenn man umgeben von glanzvollster Sinnlichkeit durch das unerhörte Sehnsuchtsland der Künste zog, in Genua um, ohne Rom gesehen zu haben, Rom! ohne Neapel, ohne Sizilien? Gewiß, er war ganz und gar Norddeutscher; und nach einiger Trunkenheit sah er ruhig und skeptisch, wie ihm alles das ein wenig — fremd blieb, unangemessen und fast unbehaglich. Er war erkrankt, außerdem. Aber nicht das Fieber hatte ihn heimgeschickt, als er in Mailand einsam lag, und nicht Enttäuschung: der Gedanke, der ihn umkehren hieß, war weder: du kannst hier umkommen, noch: was wird dann aus dem Mädchen; er lautete einzig: was wird aus dem Werk, das unfertig in seinem Kasten harrte, aus den Aufzeichnungen alles dessen, was der Göttliche täglich zu ihm sagte, aus dem reifsten Menschenbuche, das je einer der Welt gab! Manches lag schon rein und erledigt, kunstvoll geführten und gewisserweise natürlichen Gesprächen gleich, anderes aber noch roh, im ersten glanzlosen Ausdruck eilig vermerkter Erinnerungen, wie er sie nach Hause brachte, die Stoffe kaum geordnet und die Gedanken durchaus skizzenhaft angedeutet, keinem verständ-

lich außer ihm selbst — — wenn es die Freunde so herausgeben, was wird aus deinem Nachruhm? Und so kehrte er um, sah die Alpen wieder, blieb in Genf, in Frankfurt, nun hier. Formen! hatte es gerufen, schaffen! den breiten Ausprüchen oder flüchtigen Bemerkungen, die vom Alltag ganz gerade in die höchste, erlebteste Erkenntnis hinauffliegen, in Entzücken und Mühsal ein dauerndes gemäßes Kleid geben! Mochte das Wissen immer jenem gehören, dem Meisterer des Lebens: dennoch war sein die listige Ordnung des Inhalts, die Sprechgestalt der Rede, der treffende Ausdruck einer Stimmung, die majestätische Gebärde des greisen Sprechers. Er, der bescheidene Diener, durfte sie schreibend nachschaffen; am Schreibtisch war er Herr der Weisheit, der er sonst diente, mit freien Händen langte er nach allen Seiten in den Reichtum, er verband das Gleiche direkt oder durch feine Anspielung, was etwa über Poeten gesagt wurde, über Malerei oder Physik; er schob Erlebnisse, Scherze und Beobachtung täglicher Vorgänge ein, damit sie das Gewichtige zur Wirkung hoben, und steigerte die vergänglichen Worte wählend und veredelnd zur ewig lebenden Kunst. Wie oft hatte er glücklich lachend besonders gelungene Seiten ins Kerzenlicht gehalten! Sein Werk war es, ihm sollte es Ruhm bringen, jetzt schon, nicht erst nach dem Tode. Unter jenen Bäumen lag Bürger begraben, der Dichter — ein unseliges Leben hatte er geführt, und Schiller hatte es scharf gesagt — — aber berühmt war es, gefeiert, überall gekannt! Und er — er wollte kein Maulwurf bleiben, auch seinen Namen sollten die Deutschen kennen, die tätigen Männer und die Mädchen . . . alsbald wollte er das

Werk fertigstellen und an den Tag geben — — und nun? Ein Wort des Meisters verurteilte ihn, im Dunkeln zu sterben. Hier in der Tasche knisterte der Brief, den er ihm nach Frankfurt gesandt, und in dem er, verborgen unter freundlichen sanften Sätzen, das Urteil des Werkes sprach: zu seinen Lebzeiten nicht öffentlich zu werden . . . Hatte die Liebste nicht recht, wenn sie ihn mit Leidenschaft ichsüchtig schalt und kalt und böse? Still, still — — nicht laut werden lassen! — Und warum nicht? Diente ihm irgendeiner treuer? Wer von allen durfte sagen, daß er ihn inniger verehere? So hätte er dem Helfer den Ruhm und die Freude gönnen dürfen. Nur dieses konnte der Grund sein: allein dastehen wollte er, der Alte, die Hand auf ihm halten. Er war stark und zäh, er würde ihn gewiß überleben, den kränklichen stillen Gehilfen, und ihm dann ein paar gemessene Worte Lobes nachschreiben, wenn ein anderer die Konversationen, sein Werk, veröffentlichte. Doch sie sollten nicht! Er empörte sich wider ihn. Lieber wollte er in gerechtem Geize den Schatz verbrennen! War es nicht genug, daß er ihn aus eigener, wenn auch geringer, aber eigener Laufbahn lockte und in seine Dienste zog? Damals hätte auch er ein originales Talent werden können, wie Immermann oder die Schlegels. Heute war es zu spät — — und daran war sein übermächtiger Einfluß schuld . . . Das Blut konnte einem darüber wohl grimmig ins Gesicht steigen! Grollte er ihm? Ja. Hatte er ihn nicht immer geliebt? Ja. Und jetzt . . . liebte er ihn noch, trotzdem? . . . In ihm flüsterte eine innerste Stimme eine wortlose Bejahung. Aber er schrie sie trotzig nieder.

Es hallte ein wenig, wie sie durchs Weendertor rollten; in den Lichtschein einer großen Lampe, die mit hellem Argand'schen Brenner Rüböl brannte, und die an einer Kette aufgehängt war, trat ein ältlicher Mann und wechselte, ohne daß man anhielt, mit dem Fuhrknecht einige Worte. Der junge Doktor erhaschte von seinem Gesicht nur die Gläser einer runden Hornbrille und den weißlichen Bart, am Munde gelb gefärbt vom Pfeifenrauchen. Er freute sich spöttisch an dem Gedanken, wie unzufrieden der Alte mit diesem Zufall gewesen wäre, wo er an dem ersten Begegner, im Lore der Stadt, gleich zwei verhasste Laster sehen mußte, Tabak und Brille. Sie fuhren im Trabe die Weenderstraße hinab, die ganz verödet lag. Hin und wieder, auf dicken Holzpfählen, verbreiteten Lampen ein gelbes Licht, geschützt durch Drahtgitter, damit die Studenten sie nicht freventlich zerschlugen. In den sieben Jahren seiner Abwesenheit hatte sich nichts verändert. Die eigentümlich verwunderte Rührung, mit der er alte Zustände wiederempfand, durchdrang ihn sänftigend und lösend. Das hohe Dach des Reithauses, weiß beschneit, ragte ungeheuer empor, die Judenstraße öffnete sich wie ein schwarzes Loch; dort, wo quer über die schmale Gasse die Lampe hing, hatte er gewohnt, weil er's immer eilig hatte, ins Grüne zu gelangen. Du altes gutes Zimmerchen, dachte er, du alte gute Stadt . . . Der Turm von Sankt Jakobi trat an die enge Straße wie ein riesengroßer Wegelagerer, der an der Mütze als Feder Wolken trägt; es schlug just halb, als der Wagen vorüberfuhr, halb neun vermutlich; vom Rathause antwortete es, und auf Sankt Johanni, hoch oben in seiner Turmstube stieß

der Feuerwächter ins Horn, die Stunde verkündend, und daß er wache. Morgen wollte er, sich erinnernd, umherwandern und Dissen aufsuchen, seinen alten Lehrer. Der Wagen hielt vor dem Gasthaus zur Krone.

— — Erfrischt und hungrig stieg er die gewundene Treppe hinab, die erfüllt war von dem halblauten Gesang vieler Studenten in einem entfernten Raum, und trat in das Zimmer zu ebener Erde, wo die Speisen aufgetragen wurden. Es war fast leer. Er grüßte höflich und setzte sich, unangenehm berührt von ihrer Länge und Lide, an die weiß gedeckte Tafel, indem er die Schöße seines lederfarbenen Rockes sorglich beiseite hob und die Beine, die noch vom Wagen her steif waren, soweit als anständig ausstreckte; sie steckten in engen dicken Hosen und breiten, mit Pelz gefütterten Stiefeln. Man trug auf, und er aß mit großem Vergnügen eine warme Graupensuppe, Kasseler Rippenspeet mit Erbsen und Sauerkraut, und ein wenig Käse hinterdrein. Dann ließ er sich ein zweites Glas Bier geben, heimischen Gebräus, und machte sich daran, von Satttheit und behaglicher Wärme wohlgelaunt, mit einer Feder, die er stirnrunzelnd als schlechtgeschnitten besah, Namen und Ziel in das große Buch zu verzeichnen, das der Kellner vor ihm aufklappte: Dr. Eßermann, aus Weimar, kommend von Frankfurt, reist nach Weimar; und das Datum: Göttingen, am 20. November 1830. Das Buch wurde weggetragen, und er musterte freimütig die anwesenden Männer. Zwei junge Engländer hatten den „Lemps“ vor sich ausgebreitet, und der eine teilte dem anderen, welcher wohl nicht französisch sprach, zu Zeiten aufblickend mit knappen Worten das Wissenswerte

mit; der Lauscher freute sich, ihn ohne Anstrengung zu verstehen, und erfuhr so, welch bemerkenswerte Rede Herr Guizot gehalten habe, und daß zwischen Cuvier und St. Hilaire keinerlei Verständigung möglich sei. An der Wand hingen an Lederriemen zwei Paare hölzerner Schlittschuhe mit vorzüglichen Stahlschienen; sie tropften noch, und er folgte gefesselt der Ausbreitung, welche die kleine von ihnen bewirkte Lache auf den Dielen gewann. Ein junger Hauptmann des hannoverschen Regimentes, das hier garnisonierte, saß angestrengt denkend vor einer Partie Schach, sein Gegenüber, ein alter bartloser Herr in Schwarz, Professor vermutlich, betrachtete die Stellung der Steine mit spöttischem Gesicht. Über ihnen hing das Bildnis des Königs von England, Wilhelms IV., ein großer Stahlstich, schwarz gerahmt. Dann trat ein kleiner magerer Herr ins Zimmer, grau gekleidet, und näherte sich so verbindlicher Miene, daß der Angekommene sogleich erriet, es sei der Wirt, der ihn mit zwei guten Verbeugungen begrüßte und ein Gespräch begann, während er die neueste Nummer der Frankfurter Nachrichten unter dem Arm geklemmt hielt. „Es trifft sich,“ sagte er zarten Tones, „daß der Herr Doktor nach Weimar reisen?“ Eckermann bejahte, und fügte hinzu, er wohne daselbst. „Wie alt ist doch Herr von Goethe jetzt?“ „Einundachtzig Jahre.“ „Schrecklich, schrecklich,“ murmelte der Graue, „in so hohem Alter soviel Unglück . . .“ „Ein Unglück?“ fragte Eckermann, sich mit einem Rucke aufsetzend. Um Gotteswillen! dachte er erblassend . . . Dann sagte der andere wichtig und bedauernd: „Sein Sohn, der Kammerherr, der eben in Italien reiste, ist zu Rom

verstorben, am . . ." er öffnete hurtig die Zeitung, „am 27. vorigen Monats. Ein Schlaganfall. Welch ein trauriges Ereignis . . .“

Der Gast warf sich ein wenig vorwärts, sein Mund öffnete sich, und seine Augen wurden plötzlich sehr weit und rund, dann schluckte er — der Apfel des Kehlkopfes stieg sonderbar auf und ab — griff mit beiden Händen nach dem Bierglas und trank, während die Arme, die Hände und selbst die Finger zitterten. Darauf ließ er sich zurückfallen und wischte mit dem Taschentuch über die Stirn. Ein sonderbarer Herr, dieser Doktor . . . ich wette, er hat den Verstorbenen gekannt! dachte der Wirt und bereitete sich auf eine rührende und fesselnde Szene vor. Der Gast sah ihn an und sagte, indem er aufstand, sich räuspernd und dennoch mit beengter Stimme: „Ein Licht, Herr Wirt, wenn ich bitten darf. Ich bin recht müde.“ Der Wirt verneigte sich und rief dem Kellner zu: „Ein Licht!“ indem er alle seine Enttäuschung in die Schärfe des Lones fließen ließ. Der Doktor trat unterdeß ans Fenster, nahm den Vorhang beiseite und legte den Kopf an die kalten Scheiben. In der Ratsapotheke ist noch Licht, merkte er, während ihm die Tränen in die Augen stiegen. Haltung, um Gottes willen, wenigstens bis du draußen bist! Er hörte den Kellner hereinkommen, nahm ihm, sich umwendend, den Zinnleuchter aus der Hand und ging stumm grüßend hinaus. Er stützte sich fest aufs Geländer, das Licht in seiner freien Hand zitterte und ließ seinen Schatten an der Wand tanzen. Er war nur wenige Stufen emporgekommen, langsam und schwach, da brach der Studentengesang wieder los:

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag?

Ich dächte nur: ergo bibamus!

Er ist nun einmal von besonderem Schlag . . .

Er hatte beim ersten Ton das Geländer losgelassen, sprang, die Hand auf ein Ohr pressend, die Treppe hinauf, lief durch den Korridor und schlug die Zimmertür krachend hinter sich zu. Dies Volk benahm sich rasend abgeschmackt . . .

Nun stand er mitten in dem kahlen kalten Gastzimmer, hatte die Kerze auf ein Tischchen gestellt und starrte in die Flamme. Die Ungeheuerlichkeit der Nachricht ließ keinen anderen Gedanken heran als diesen, lang hinschwingenden: Herr von Goethe war tot . . . Es gelang ihm nicht, ihn zu verstehen. Der Mann, den er morgens auf der Straße in Genua abschiednehmend umarmt hatte, unter makellos blauem Himmel, wo die alten Häuser von Frühsonne vergoldet standen, dieser Mann, jung, gebräunt, heiter, voll von Kraft, dieser Mann, im höchsten Leben stehend, genießend und tätig, regsam und voll Feuer — dieser Mann war plötzlich tot . . . Man würde ihn nicht mehr wiedersehen. Der Klang seiner Stimme war schon vergessen, sein Aussehen würde bald dem Erinnern entschwinden, sein Leib, der lebendige Leib, den er warm und pulsend an seiner Brust gefühlt hatte, lag schon in einem hölzernen Sarge gebettet in Erde, und würde verwesen, sich auflösen, verschwinden. Das war der Tod, von dem man nicht weiß. Er ahnte ihn im Pathos der Stunde wie einen umbrannten Apollon, der aus Wolken unsichtbare Pfeile schnell. Aber über ein Ahnen kam sein Geist nicht hinaus, und sein Versuch, wahrhaft zu begreifen, ward verdeckt vom Bilde des Schützen und übertönt von

dem schmerzhaften langsamen Schlagen seines Herzens. —
Lege dich zu Bett, sagte er sich endlich laut, du bist er-
mattet; ruhe wenigstens. Schlafen? Ach nein . . .

Als er lag und die Augen schloß, sah er plötzlich wie
eine übergroße Skulptur aus nächster Nähe das Gesicht
Goethes, des Vaters, ungeheuer und steinern. Er erschrak.
Sein Schmerz! tief es in ihm, wie das Anlitz verschwand.
Wie würde er's ertragen — seine leidenschaftliche Seele
und der alte, wenn auch starke Körper! Sein einziger
Sohn dahin, er, den er liebte, ob er's gleich in sich barg,
den er sich zum Helfer erzogen hatte, dem er mit dem
neuen Jahre einen Teil seiner Ämter und Lasten hatte
übertragen wollen — wie würde er leiden! Hatten ihm
nicht die Götter, als sie ihn zu einem ihrer Art schufen,
eine Fähigkeit, Schmerzen zu dulden, in die Brust gelegt,
jenseits alles Menschlichen? Und ließen sie ihn in eine
Glorie hinein altern, um ihn um so sicherer zu treffen und
einjam zu vereisen? Schiller war ihm gestorben; dann
die Gattin, vor zwei Jahren sein Großherzog, und jetzt
der Sohn, der Mann, welcher dies ganz auf Wirksam-
keit gestellte Leben in der nächsten sichtbaren Umgebung
erben und fortsetzen sollte! Wie sah es nun darum aus?
Es würde ihm sicherlich dastehen wie eine Pyramide ohne
Spitze, ein ungeheurer trostloser Stumpf . . . Als er sich
von dem Fräulein von Lebedow hatte trennen müssen,
wurde er, vierundsiebzig Jahre alt, vor Leidenschaft und
Schmerz körperlich krank — was konnte, was mußte jetzt
geschehen, wo Frau Christianens letztes Kind ihm entrisfen
war! Er würde die Verzweiflung, die sich wie schwarze
Flut aus ihm ergießen und ihn fortspülen wollte, mit

wortloser allerletzter Kraft zurückpressen. Beides, der stete Anprall und die stete aufreibende Wachsamkeit mußte ihn unerhört quälen. Wenn er ermüdete, war eine Katastrophe da — und was sie zurückließ, das stand bei Gott . . . Wenn der Achtzigjährige erlauge, wenn er ihn nicht mehr lebend fände . . . kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Dann blieb die Welt leer. Dann kam es auf nichts mehr an. Dann war gleichgültig, ob ein Eckermann da war, ob er schrieb, ob er heiratete, ob irgendwer ihn kannte, Glück und Unglück waren sinnlos und das Leben zu Ende.

Und plötzlich schien es ihm, als sei er, der hier mit schmerzdem Rücken zu Bette lag, ein ganz kleines Männlein — ein Gefühl, das er hatte, wenn er an Kirchtürmen empor sah; er lächelte spöttisch über sich, denn alsbald sah er vor den geschlossenen Lidern einen Pygmaen, der an einer Kathedrale hinaufblickte. Und er hatte vorhin nach einer originalen Tätigkeit begehrt, hatte sein winziges Geschick abzweigen wollen von dem Olympischen, in dessen Schatten er wachsen durfte, gehegt von seiner Güte und gefördert allein durch seine gnadenreiche Gegenwart. Wer war er denn? Wo gab es ein Recht auf Eigenheit für so unwesentliche Burschen? Er wäre einfach vergessen worden, und er verdiente das. Niemals in seinem Leben hatte er so deutlich geschaut, was dieser Mensch für das Maß der Welt bedeutete, in der er stand — erst an der Vorstellung seines Nichtmehrseins konnte er die Höhe und Breite dieses Seins ermessen. Und dieser Übermensch in seiner unzugänglichen Einsamkeit litt jetzt, angeschmiedet, zerfleischt und gigantisch wie Prometheus! Er aber, Eckermann, hatte mit ihm gehadert! In der

Stunde vielleicht, in der jenen die Pein anfiel, hatte er sich wider ihn erhoben und, so winzig er war, ihn gescholten. Er war nicht zu klein, um nicht einen Zahn zu haben, an dem Herrn zu nagen. Wie ganz allein jener sein mochte, wenn das mit ihm geschehen konnte, der doch vermeinte, ihn tiefer als alle anderen zu kennen, das hieß: zu lieben! Wenn jeder seiner Freunde jenen einmal verließ, wie er ihn noch eben innerlich verlassen hatte — was hatte er von Fremden, was hatten dann gewöhnliche Menschen voneinander zu erwarten? Und ob er sich jetzt auch noch so inbrünstig an ihn klanmerte, alle seine Verehrung, seine Dankbarkeit und innige Liebe zu dem Großen nie so heiß in sich glühen gefühlt hatte als in dieser Nachtstunde — es vermochte vielleicht den Verrat gut zu machen, aber ungeschehen ward er nicht. Er war kein besserer Jünger gewesen als Petrus — wenn ihn jetzt auch beißende Scham anfiel, und das Gelübde sich ihm entrang, ein treuer Gehilfe zu sein, und seinen Ruhm nur zu suchen, wo er ihm zustand: im Dienem.

Er lag wach, mit geschlossenen Augen, und dachte an Goethe. Worte über Worte klangen in ihm, die er zu ihm gesprochen hatte, im Junozimmer, im Garten, in der Kutsche. Er sah seine Augen groß und streng blicken und seine Lippen gütig lächeln. Er dachte an Geschehnisse, an Gebärden, an Morgenbesuche und großen Empfang. Sein Gehirn warf immer neue und neue Szenen empor, es war ganz erfüllt von dem, der ihn in seiner Nähe duldete. Und so, während die Uhr auf dem Tischchen geschwätzig tickte, glitt er sacht, nach langem qualvollem Wachen, gegen Morgen in einen halben, endlich in einen tiefen

dumpfen Schlaf, der voll war von rasend schnellen, schattenhaften Gestalten. Endlich, als es draußen begann, hell zu werden, träumte er Deutliches. Er wandelte mit August von Goethe durch eine Landschaft nahe bei Genua, am Meere entlang. Sie war erfüllt von in sich leuchtender Luft; er wußte aber, daß es ein Aquarell von Goethe sei, in dem sie gingen, und dem sie als Figuren angehörten. Zur Rechten breitete sich ein Hain von Oliven, Lorbeer und Eichen; den Boden bildete frischgrünes Moos, elastisch zu betreten, und während in der Luft eine Lerche sang, riefen Meisen und Amseln einander zu, indem sie durch Rosendickicht schlüpfen. Zwischen den Stämmen wurde das Auge zum Meere hingezogen, das mit dem Himmel zu einem einzigen brennenden Blau verschmolz. Er fühlte sich unsagbar glücklich, sein Atem sog die duftende Luft in langsamen seligen Zügen, während er von seinem Eichenbogen Pfeil um Pfeil schnellte, die der junge Freund im Fluge erhaschte. Sein Köcher war leer, und August — beide zwanzig Jahre alt — brachte laufend ihm ein ganzes Bündel Pfeile. Da rief er ihm zu:

„Das hat Ihr Herr Vater doch recht wunderschön vollbracht!“

Vom Meere her scholl ein behagliches Lachen, und es war Goethes Stimme, die er freundlich jagen hörte, als redete der Himmel oder das Meer, was er so oft vernommen:

„Wollte ich meinen, bester Eckermann!“

Er warf wie grüßend beide Arme empor — und erwachte davon. Der Raum lag eisig kalt, voll von dumpfem Morgengrauen, und mit der Kälte und dem grauen Licht drang ihm ägende Trübsal ins erschauernde Herz.



ИИаб

Зweig, Geschichtsbuch

9

129



Noch, ihr habt recht, es ist ein trauriges Wetter. Der Regen gedenkt nicht zu schweigen, und wenn ihr ans Fenster tretet, hängen in den gelichteten Bäumen nur noch spärliche gelbe Blattreihen, und die schwarzen Gerippe der Allee ädern einen grauen Himmel. Was sollen wir beginnen? Man kann nicht immer nur disputieren, das scharfe Kämpfen der Gedanken ermüdet und reizt. Musik, ja; aber wir werden danach traurig sein, in der Dämmerung; es sind ja nicht alle hier, die sonst mit uns musizierten, in dieser Stunde des schwindenden Tages, und das Herz wäre allzu allein. Setzt euch in die Ecken und bringt Zigarettenrauch ins Zimmer, damit die ohnehin graue Luft wohlriecht, und laßt mich erzählen, von uns jungen Leuten. Nichts scharf Spöttisches, nichts von den alltäglichen Gemeinheiten, die uns peinigen, bis wir sie in Form und Lachen überwinden. . am Ende nehmt auch ihr mir's übel auf. Eine einfache, brave Geschichte soll es sein, eine kleine Heldentat, etwas Stärkendes, bis uns die Lampe wieder zur Arbeit scheint.

Seht ihr sie da sitzen, viele Knaben mit Gesichtern, die von den Gasflammen grünlich sind? Sie lachen; eine herzhaft, laute Versammlung. Über ihnen hängen häßliche Bilder und Geweihe, an deren Enden sie ihre bunten Müßen fest aufgespießt haben; auf der langen Tafel, ge-

bildet aus vielen rotkariert gedeckten Tischen, stehen große Biergläser mit Zinndeckeln, und in die Rauchschwaden ihrer Zigarren und Zigaretten hinein reden sie alle zugleich, helle Stimmen und tiefe, laut, unbeengt und gut gestimmt: das sind die Rauchwitzer Schüler, und der Piktolo, der mit eifriger Freudigkeit eben neues Bier heranschleppt, dieser blutjunge Pygmäe, ist augenscheinlich größer und sicher älter als mancher von ihnen. Sie sind sorglos und könnens fein; kein Oberlehrer wird plötzlich hereinkommen und durch seine bloße Gegenwart diese Heiterkeit jäh zum Schweigen und Erstarren bringen . . . hier sitzen sie, Herren des Ortes, und kneipen offen und unter Gesetzes Schutz. Zweimal die Woche sind ihnen anständige Bierlokale vom „Chef“ freigegeben, „damit Sie mir nicht unbefugt in Kaschemmen hocken.“

Dies aber war keiner der gewöhnlichen Kneipabende. Denn so streng die Trennung der Klassen sonst beachtet wurde: aus den Jungenköpfen der Obersekundaner hoben sich dennoch die würdigeren der Primaner heraus, und selbst die gereiften und bärtigen Herren fanden sich, die die Oberprima bildeten und zierten! Welch eigentümliches Gesicht! Da saßen sie alle beieinander, schwatzten, rauchten, oder sangen auf den Wink des Vorsitzenden, nachdem ein unsägliches Klavier die übrigens allen bekannte Melodie intoniert und vorgeführt hatte, daß es ungewiß sei, was die Welt morgen brächte, Leid oder Freud, und schlossen auf unanfechtbare Art mit der Versicherung, „heute sei hoit“, wobei die Weise emphatisch in die obersten Lagen stieg. Kam ihr Pathos aus der echten Überlegenheit des Weltweisen über das ungebunden lauernde Geschick? Oder

war es etwa nur das Hinterstichwerfen einer geheim drückenden Angst? Letzteres war der Fall, und damit hing es zusammen, daß sie heute hier so brüderlich den Mund weit und rund öffneten: alle drei Klassen hatten heute das letzte der großen Extemporalien angefertigt, die über die Verfassung, bei den Oberprimanern jedoch über das Abiturium entschieden; dies mußte man feiern, da überdies ein Daheimsitzen unratsam war, der Skrupeln und Ängste wegen . . . versteht man nun? Der Regen brach in Strömen aus den Wolken, und in den Straßen arbeitete der Sturm — man war im März; aber dennoch saßen sie fast vollzählig da, außer Otto Klose, dem blonden Primus von O I, fehlte keiner. Dieser allerdings hatte heftig zu arbeiten.

Der Präside schlug mit dem Säbel — einem langen krummen Säbel mit großem Korb — schmetternd auf den Tisch, bedeutungsvoll wie ein Häuptling wilder Völkerschaften mit dem Speer den dröhnenden Schild schlägt, rief, das männliche Zeichen auslegend: „Silentium ex! Ein Schmollis den Sängern und der famosen Kapelle!“ und verschlang das Bier in seinem Glase. „Prost!“ schrien alle und hoben ihm ihre Krüge entgegen, freudig und anerkennend, „prost, Allah!“ und lautes Reden brach allgemein aus.

Man nannte ihn Allah (und ihr seid getäuscht, denn ihr wart auf den Orient eingestellt, auf Buntheit, Fanatismus, Krieg vielleicht — doch ich verliere mich —) sie nannten ihn Allah. Warum? Weil er Alfred Lamarten hieß? Das hatte sicherlich dazu beigetragen; aber es war doch nur etwa der Anlaß gewesen, die Quelle, aus der

diese Benennung floß, war eher eine unklare Gemütslage, die sie ihm gegenüber einnahmen: die der Bewunderung nämlich, der unbedingten Anerkennung als etwas Oberes, und das Gefühl, in ihm auch ein bißchen sich selbst zu feiern. Seht ihn euch an, wie er dort steht, aufgerichtet, hoch und bräunlich, und seinen freien Blick aus braunen Augen über alle diese Köpfe prüfend hingleiten läßt! Sein Gesicht, das sich über breiten Schultern lächelnd erhebt, spricht von frischem Verstande, und seine kräftige Hand liegt vertraulich um den Griff der Waffe. Das ist Allah dem das nahe Examen keine Furcht macht, denn man wird ihn sicherlich vom Mündlichen entbinden, und der dennoch unter den guten Turnern der ganzen Anstalt keinen findet, der stärker, mutiger und gewandter die großen Wellen und Schwünge am Reck, die großen Würfe und Fänge beim tausenden Schleuderballspiel wagt und glücklich ausführt . . .

Vielleicht sitzen hier an den Tischen tollkühnere Waghälse, Mitberg etwa, der im Treppenhaus der Schule, im zweiten Stockwerk, auf den Kugeln der Geländerpfeiler steht, steht und lachend über dem Abgrund schwebt . . . während den Zuschauenden das Herz in der leeren Brust zuckt; vielleicht findet sich in der Klasse einer oder der andere, der mathematische Sätze auf neue Art löst oder die Gestalt des Lasso glühender und beseelender anschaut, von fleißigeren Schülern zu schweigen . . . aber wo vereinigt sich, wie bei Allah, ein geübter Körper so glücklich mit frischem Geiste? Sucht nicht, ihr findet keinen. Die Lehrer sehen ihn günstig an, und die Freude der Schüler an ihm wird keinen zum Neide oder zur Verachtung

reizen: denn das Lachen um Lippen und Augen gewinnt das Herz.

Nun sitzt er, aber die launigen Reden seiner Nachbarn dringen kaum in ihn ein. Seine Blicke wölben eine Brücke über sie hinweg nach einer gewissen Stelle der Tafel, dort weit unten, wo die Füchse sitzen, die Sekundaner. Sie haben zwar ein eigenes Oberhaupt, Otto Eichhorn, den dicken Alten, aber er ist bequem, und er schaut wie die anderen mit belustigter Spannung eben den beiden zu, die Allah beunruhigen. Denn unten hat sich die Veränderung vollzogen, daß Wilhelm Grabert seinen Platz mit einem andern getauscht hat und nun Benjamin Bejach gegenüber sitzt; nun lehnt er sich lang über den Tisch, er redet zu ihm, und die nahe sitzen, hören zu. Ein Paar, nicht alltäglich zu sehen, weiß Gott. Der blonde Grabert ist lang wie ein Kleiderständer, und sein weiß und rotes Gesicht groß wie ein Schinken. Ein guter Bursche, Landmannssohn, der durch Zufall und Freundschaft aus der Schule einer kleinen Landstadt zu uns übergesiedelt ist. Dort galt er für tüchtig, und im Deutschen leistete er sogar Besonderes; bei uns jedoch verlangt man viel, und er kommt gerade ohne Mühe mit. Ein guter deutscher Aufsatz will ihm nicht gelingen, obgleich manche regelmäßig eine Zwei, zuweilen eine Eins unter ihrer Arbeit haben, und das ärgert ihn. Da ist etwa dieser Bejach . . . die Wahrheit zu sagen: der ist der beste, er läßt uns alle weit unter sich; und wie sieht er aus? Ein ganz kleiner blasser Junge ist er, schmal und mager: und auf dem winzigen Körper trägt er einen Kopf mit übermäßig gewölbtem Hinterköpfe und einem Gesichtchen, in dem

die Augen beinahe das größte sind, kindlich offene, graue Augen . . . trotz hellbrauner Haare und kleiner Nase unverkennbar ein Jude; und ärmlich gekleidet, denn es gab wenig Geld bei dem Trödler Bejach, und er hatte Freischule. Grabert liebte ihn nicht, niemanden wird das wundern, und wenn er ihm eine nette kleine Geschichte erzählt, so beweisen die lachenden Kameraden, daß sie wissen, warum. Der Große hänselt den Kleinen; es ist die Geschichte eines schwarzen Pudels, den sie zu Hause auf dem Gute haben, eines klugen Tieres ohne Zweifel: du kannst ihm die schönsten Wurstscheiben hinhalten und sagen „nimm, 's kommt vom Juden,“ er frißt sie nicht, sieht sie nicht einmal an; erst wenn man ihm versichert, daß sie von Christen kämen, läßt er sie sich schmecken; so ist er erzogen. Die Kameraden lachen, der Kleine mit, und dann fragt er harmlos, ob die Erzieher des Hundes, er, Grabert, inbegriffen, dieselbe Standhaftigkeit dem Gelde gegenüber zeigen, das vom Juden kommt . . . und wieder lachen die Kameraden, denn Wilhelm Grabert gewinnt sehr gerne Geld im Kartenspiel, gleichviel von wem . . . Er errödet — sein milchiges Gesicht wird rasch rot — und betet ein Gebet her, das ihm seine älteren Brüder einst beibrachten, und worin Gott dringend ersucht wird, den Moses wieder auf die Erde zu senden, damit er die Juden aller Länder versammle und wieder ins Gelobte Land führe; wenn sie aber durchs Rote Meer zögen, dann solle doch Gott eilig das Wasser über sie fallen lassen, daß sie alle erlöffen und wir von ihnen befreit seien. „Dann sterben wir wenigstens nicht in schlechter Gesellschaft,“ meint der Kleine, aber er hat sich vorher die Unterlippe

zerbissen. Der Große fragt gereizt, was das heißen solle, der Kleine stellt ihm die Auslegung frei, da mischt sich Siegmund Beuthner ein, Schlächter Beuthners Sohn, gutmütig und sehr kräftig, und meint: „Prost Grabert, laß den Kleinen in Ruhe.“ Grabert trinkt ihm zu. Er schweigt, er notiert das spöttische Lächeln des Kleinen; dann schweifen seine Augen blau und träumerisch umher, gewahren in einer Ecke den mächtigen Schrank, in dem der Wirt Gott weiß was aufbewahrt, schätzen mit plötzlichem Blitzen seine Höhe, fassen gleichsam jauchzend den Kleinen an . . . und er schlägt mit beiden Händen flach klatschend auf den Tisch: „Kinder,“ ruft er, „Kinder, ich weiß einen famoson Fuchsenult! Ich setze den Kleinen auf den Schrank dort, dann sag ich ihm mein hübsches Gebet vor, und wenn er's nachgebetet hat, darf er herunterspringen. Na, was sagt Ihr?“ — Ja, was sagen sie? Es entsteht eine Stille, in der man die abseitigen Reden der Primaner hört, die über die heutige Arbeit sprechen — und dann: allgemeine Freude, beredtes Bravo, heitere Aufregung, niemand hat etwas dagegen . . . und wer etwas dagegen hat, äußert sich nicht . . . warum?

Der Kleine erbleicht, klammert sich mit beiden Händen an den Tisch und sagt mit heller angstvoller Stimme: „Nein.“

Es sitzen noch andere Juden unter den Sekundanern; Beuthner, Goldstein, der dicke Nothmann — niemand hat etwas wider sie. Und dennoch . . . als Bejach, ganz weiß im Gesicht mit erweiterten Augen, sich unter uns umsieht, gewahrt er lauter Feinde oder teilnahmslose Neugierde. Ich tausche mit meinem Freunde Levertin einen Blick,

und wir denken beide: das verspricht Interessantes. Erstens: setzen sie ihn hinauf, so ist er geschändet. Sich zu wehren, ist er zu schwach, herabzuspringen zu feige. Aber zweitens: er wird sich innerlich furchtbar sträuben, die demütigenden Verse herzubeten. Und drittens: er muß hinterdrein bitten, daß man ihn herabnehme. Was wird er tun? vermutlich weinen, schreien, um sich schlagen? Wie gesagt, das Ganze ist sehr gemein und sehr interessant . . . wir sind Psychologen und keine Moralisten . . .

Dem Kleinen steht der Schweiß auf der Stirn, er windet seine dünnen Beine um das Holz der Stuhlfüße und sagt zitternd: „Das dürfen Sie nicht. Das dürft Ihr nicht.“ Er weiß dumpf, daß er damit aufhört eine Person zu sein, daß er ein Spielzeug, ein auf lange hin der ganzen Schule lächerliches und verächtliches Ding wird, . . . auch den Quartanern, denen er Nachhilfe gibt, auch den Lehrern, so etwas redet sich herum — und er wiederholt, so zuversichtlich er sprechen kann (seine Stimme klebt im Halse, denn er ist der schwächste, und ganz allein) „das werdet Ihr nicht.“ „Das werden wir aber sehr!“ jauchzt Grabert, andere nicken, man lacht, unterhält sich mit Vorfreude, und Grabert wendet sich an den Fuchsmajor, den Spaß vorzubereiten. Der hat Bedenken, aber sie klingen nicht sehr fest. „Was gibt es da unten?“ fragt Allah seine Nachbarn, Primaner. Die horchen herum und teilen ihm gleichgültig mit, was vorgeht. Die Füchse belustigen sich, sie sind übermütig.

Woher die Vereinzelung dieses Schülers? Er war selbst daran schuld. Man hatte heute deutschen Aufsatz geschrieben, fünf Stunden hindurch. Wenn da der Lehrer

das Thema gegeben hat, versinkt die ganze Klasse in qualvolles Nachdenken, Stoff zu erraffen, zu ordnen, irgend eine Gliederung ausfindig zu machen; dann verfaßt man ein Konzept, und hernach schreibt man's glücklich ins Reine. Bejach aber benahm sich aufreizend, heute wie stets. Der schwarzbärtige Lehrer äußert diese Aufgabe: Braucht Deutschland Kolonien? oder etwa: Steter Tropfen höhlt den Stein . . . darauf holt Bejach sein Frühstück herauf, das in eine Zeitung gewickelt ist, und verzehrt es, indem er sich der Lektüre des bedruckten Papiers hingibt . . . Von Zeit zu Zeit blickt er fremdartig vor sich hin, dann liest er weiter, bis alles verzehrt ist und er sich die Hände abwaschen darf. Darauf öffnet er sein Heft, entwirft innerhalb fünf Minuten eine Gliederung — gefügt, man hat ihn vorher darum gebeten, fertigt er für einen Minderbegabten eine weitere an und schickt sie ihm unter der Bank — und dann beginnt er unter einem inneren Diktat zu schreiben, gleich ins Reine, vertieft, ganz abwesend, ohne nennenswerte Pausen . . . So etwas reizt, ja es empört, wenn man selber mühevoll vorwärtskommt, obwohl er jederzeit dem Nachbar Einblick in seine Arbeiten gestattete, wenn der Lehrer nicht hinsah — denn was er schrieb, war für einen anderen nicht zu brauchen. Er tat das alles nicht in böser Absicht, er wußte nichts von den Gefühlen, die er hervorrief, von dem Haß der Masse gegen den Geist, der da entstand — er begriff niemals, warum er keine Freunde fand — er war ein Junge ohne psychologische Fähigkeit, der daheim über den Folianten der Gemara saß, über Hebbels Tagebüchern oder dem Reclamdruck des Sages vom Grunde . . . Heute kniepte er hier

riefen sie und feierten ihn; von dem Ulf war nicht mehr die Rede. Zündet die Lampe an, und das fröhliche Bildchen fliegt davon; aber die Erinnerung daran wollen wir mit in die Arbeit hinübernehmen, damit sie zwischen den Gedanken und Seiten des Buches aufleuchte wie das ferne Blitzen eines steil aufwärts gerichteten Säbels.

Tangente

Bei trübrottem Untergehen der Sonne schleicht ein blonder Wanderer bestaubt durch die schon leeren Straßen des fremden Städtchens, das unversehens und düster hinter dem Hügel beginnt, und wedt mit schweren Schuhen den Widerhall, der als lärmender Hund hinter ihm herläuft, hin zwischen Häusern, die mit gewöhnlichen Fassaden und engen Fenstern mürrisch dastehen, noch unerhell, und mißgünstig blinzeln. Eine graue Katze mit grünen Augen, ein häßlich schwangeres Tier, kriecht, den Leib formlos geschwollen, langsam vor ihn über die Steine. Unsauberes Wasser füllt die Gasse; das Vieh hebt mühselig die Pfoten und gewinnt den Bürgersteig.

Jünglinge, welche freiwillig wandern, pflegen sehr selten betrübt zu sein; allein der unserige empfand eine Stimmung solcher Art, und da er sich gern mit dergleichen Absonderungen seiner Seele abgab, zeigte sich sein Latbestand weder einfach noch belanglos. Nicht Müdigkeit lag vor, obgleich er fast den ganzen Tag lang froh ausschreitend durch das fruchtbare und kochende Sommerland gezogen war . . . er nannte es lieber, da ihm das besser anstand, eine Trauer ohne Namen und Maß, ja — offenbar geschwindelt, wie sich zeigen wird — ohne gewußten Anlaß, eine schwarze Melancholie der Seele, die

ihn plötzlich ausfüllte, wie Linte eine Flasche füllt, und die so schwer wog, daß er sein Herz träge und dumpf in sich liegen fühlte, während er eine schiefe und schmale Steintreppe erstieg, die sich angestrengt und lüdig, ermüdet vom Dienste vieler Generationen und abgeweht von ihren Sohlen, am Ende der Straße aufwärts tastete. Vor ihm — so etwa sah er gegenwärtig die Welt — am westlichen Himmel, über einem Horizont rot und langhin geschliffen wie eine Wunde, hockte eine riesengroße Gewitterwolke auf der Erde, weichgrau, ein schläfriges Untier mit gequollenen Formen, das von dem Blute des Abends troff; und daß es hockte, schien ihm trefflich gesehen; aber da sein Zustand, erstarrt und dürr, wirklich den ganzen Menschen ergriffen hatte, versäumte es der junge Mann, stehen zu bleiben und diese Erscheinung in ihrer symbolischen Wichtigkeit wahrzunehmen; und anstatt, wie er sonst wohl nicht unterlassen hätte, in ihr ein kolossalisches Abbild der täglich-menschlichen Gemeinheit zu sehen, die auf etwas in Größe Untergegangenem quallig brüht und sich davon nährt, indem sie es besudelt, ja ohne aus diesem Anblick den Mut zu einem Aphorisma oder auch einem — übrigens vielleicht vortrefflichen — Sonett im Stile Baudelaires zu heben, beachtete er den Vorgang nur empfindungslos und als Gegenstand, der eben da war wie die Stufe, auf die er trat. Er bestand augenblicklich nur aus einem aufwärts Steigenden, der kleinen Kirche zu, die mit kantig dünnem Turm grell vor der Wolke trogte, oder vielmehr auf das alte Wirtshaus los, das sich neben ihr zu Boden duckte; dort wollte er Wein trinken, sich möglicherweise berauschen, schlafen und in der

nächsten Frühe diese vermaledeite Stadt verlassen, die eine selbstgenügsame und beglückende Fröhlichkeit ausgelöscht hatte, wofür er sie dauernd in einem haßvollen Gedanken bewahren wollte. Er stieg und ging.

Drei Mädchen kamen ihm entgegen, Gebetbuch und Rosenkranz in den roten Arbeitshänden, mit vollkommen leeren und müden Gesichtern, sahen mit schwerfälliger Neugier auf seine bestaubten Füße, stießen sich an und lachten aus irgendeinem unmöglichen Grunde. Dann ging plötzlich ein Mensch vor ihm her, der aus einem Hause getreten sein mußte, ebenso krumm und abscheulich alternd wie die anderen. Eine alte Frau, eine alte Dame; ein schwerer Knoten weißen Haares lag auf dem Nacken, der aus dunklen Stoffen rein emporstieg; das Kleid floß einfach und ohne Falten herab. Er vermerkte das alles mit Gleichgültigkeit, ohne ihm Eintritt und Verarbeitung zu gönnen; seine sonst recht wache Seele wußte nichts von diesen Beobachtungen seiner Sinne, welche er früher dafür abgerichtet hatte, Dinge dieser Art zu greifen und zu melden, damit sie auf Wert und poetische Brauchbarkeit ihn gemustert werden sollten; und ohne Erstaunen sah er dem freien Gang dieser Frau zu, die wie eine Junge daherschritt, leichtgebeugten Hauptes, ohne Hut, weißhaarig schlank, mit knapper Bewegung und ohne Eile. Das waren Bestandteile — aber es gab kein Bild daraus, keine Resonanz, nichts Geformtes, nichts Bedachtes. Und sicherlich zweifelt nun niemand mehr an der Echtheit dieser abseitigen Starre; denn wenn ein zeitgenössischer Jüngling und Verfasser, der ja nur Liebesfälle und Frauenachen zu dichten hat, mangels anderer treibender Erregungen,

die einst etwa Talente beschwingten, eine Frau ungesehen in seine Aura treten läßt, eine nicht nur hier ungewöhnliche Erscheinung: so muß, was auch immer, jedenfalls Beherrschendes in ihm walten — zumal, falls er eine Wanderung unternommen haben sollte, eigens um seine Seele vor neuen und erfrischenden Hintergründen zu arrangieren, auszubreiten, zu lüften und zu sonnen, soll sagen, sie durch Erlebnisse wohlthuender Art von alten und bedrückenden zu reinigen, die am Selbstbewußtsein empfindlich zehren. Er ging aber in der Lat wie ein Mönch an ihr vorüber, ohne den Kopf zu wenden, ohne ihr Gesicht auch nur mit einem Blicke zu betrachten, er lief achtlos an der Kirche vorbei, sah nicht zum zweiten Male nach alten Grabtafeln, die dunkelten und verfielen, und atmete auf, als er vor seinem grämlichen Wirtshause stand. Er hatte es eilig, seine Melancholie zu ersäufen.

Die Gaststube, nicht geeignet zu erheitern, unschachtelte den Eintretenden finster, mit dunklem Holze getäfelt, und die Decke drückte tief. Über einem von der Dämmerung verhüllten Männerbild, dem Eingang gegenüber, trug ein weißlicher Tierschädel, länglich, mit leeren Augenknochen, ein breites Geweih, verästelt, einen Wipfel. In Stunden dieser Art werden Möbel so empfindsamen Seelen wie der feinen zu seelischen Inhalten: ein Hirschgeweih verwandelt sich in unlösbare Bequältheit, ein umfanglicher Eichenstuhl, der eine Fensterecke erfüllt und in dem man sich versteckt wie ein Kind in einer Kiste, wird Tröstung, Hafen und Sicherheit selbst vor dem Tod; und man sieht geborgener nach Westen aus, wo die gebirgige Wolke noch droht: es beginnt in ihr zu zucken, undeutlich huschen

Lichter zu Wolken, die man nicht sieht, wie Boten einer Verschwörung in einem romantischen Drama. Wie süß und wunderbar ist's da, eben von irgend etwas an seine Mutter erinnert zu werden, und schließlich zu entdecken, der Rucher des Gedenkens sei der Geruch der Tischdecke: diese Leinwand, handgewebt und edel, duftet zart und köstlich nach Gewaschenheit und Rasenbleiche und der Frische eines neubezogenen Bettes. Und er beschloß, der guten alten Frau dies kleine zarte Ereignis auf einer Ansichtskarte mitzuteilen, vielleicht in poetischer Form, wobei er flüchtig an Salböl dachte und einen Reim „Pfau“ stirnrunzelnd verwarf, denn er gehörte nicht ihm, sondern dem angebeteten Dichter Loris. Immerhin fand er unterdes aus einer kurzen Weinliste einen Mosel heraus, der ihm für den Anfang prickelnd und dienlich schien; auch nach dem Essen tat er sich um, denn auch der Traurige hat Sinn für Speisen. Der bejahrte Wirt, rotgesichtig und im engen Raume allzu groß, kam herein, sich zu verneigen; er hingte den Rucksack des Gastes an einen Haken und fragte ohne Eile nach seinen Wünschen.

Er gab sie an, er wartete dem Wein entgegen, dem Flügelgott, dem Befreier. Er fühlte sich ganz ungetröstet, er empfand aus Gram eine pressende Angst und sein Gedanken wich nicht mehr von der Quelle dieser Lebenslähmung: ach Gott, ach Gott, ach Gott seufzte sein Herz im Takt des Blutes. Sicherlich peinigte ihn die Form, in der es sich hiermit äußerte, er hätte lieber etwas frapantier geseufzt als diese eintönige und alberne Wiederholung zweier sinnloser Silben; aber sie lag unvermeidlich vor. Ja, gestehe, es ist noch immer, immer noch das

Mißgeschick bei jener schönen Schwarzhaarigen, die ihn, ihn einfach nicht gemocht hatte: „Ich mag Sie ganz einfach nicht“ — und dabei konnte sie lachen! ihn, den Psychologen, den Irrater der Frau, ihn, die Eynthese von blondem Etkiläufer und Stendhal: er begriff nicht. Sie, die er dort hinten gelassen hatte, vor der er, was man auch sagen mochte, die Flucht ergriff! Er vermochte nicht bei dieser beschämenden Latsache zu verweilen, ohne zu erkranken, und als der Wirt den Wein brachte, der zart betaut aus seiner Eislandschaft herauschaute, schenkte er eilig ein, mit geübter Behendigkeit, er hörte fast glücklich das stille Glucken, wie der Trank in das Glas fiel, er kostete, nickte Beifall und trank wieder.

Die Lür ging, er meinte, die Magd werde nun sein Essen bringen, aber die mußte durch eine andere Lür kommen, und er wandte sich wieder ab. Es war jene weißhaarige Matrone, an der er vorübergegangen war, vorhin, auf der Gasse. Was wollte sie wohl? Aber sie ging ihn nichts an. Der Wirt fragte, indem er sich verbeugte: „Wie gewöhnlich, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß, Herr Oberreitner, wie immer, nicht?“

Der Kopf des Gastes drehte sich wie von einem Hebel gerissen, sein Gesicht, großäugig, wandte sich ihr plötzlich zu. Die Stimme, ihre Stimme wirkte so. Sie sprach nur diese sechs Worte, dann ließ sie sich in einen Sessel nieder. Diese Stimme. Sie hatte mit einem Unterton dunkel und rein durch die Dämmerung des Stübchens gesungen. So sprach niemand Altes, obgleich man nichts Jungdliches in ihr nennen konnte: eine tiefe Glocke aus Edelglas, deren Singen freudig erschreckt . . . Er sah hinüber, er zitterte,

und sogleich schwand seine ganze Trägheit dahin: diese Dame war gar nicht alt.

Sie war auch nicht jung, aber das weiße Haar lag. Begierig und bis ins Innerste aufgeregt betrachtete er sie; ihr Gesicht, aus dem Halblicht herausgehoben, gewann eilig Form in seinem Bewußtsein, wie aus Wasser tauchte es auf, wie aus klarem Wasser hing ein Schleier darum, der vor Zudringlichkeit bewahrte. Er fand es schön, von einer bleichen Vollkommenheit, so fein, daß er sonst vielleicht daran vorübergegangen wäre in einer weniger wunden und zerrissenen Stimmung seiner Seele. Das war keine von jenen Schönheiten, die aufreizen, alle Blicke wenden und die Verehrung und Begierde der Männer wecken; diesen Mund, sehr rot, hatte der Schmerz schmal gemacht, er mußte nicht lächeln können; die Nasenflügel zitterten, die Augen blickten licht, unmöglich mit Farbe zu benennen, die Stirn darüber bewegte sich vor Empfindlichkeit und das Kinn in länglicher Festigkeit schloß alles aneinander. Das ganze Antlitz vibrierte vor Zartheit und hatte doch die feinlinige Bestimmtheit edlen Marmors; dazu das Haar, erglühend, diese volle Silberlast erlogenen Alters: ihm schien's, das Gesicht der neuen Schicksalsgöttin, deren Augen unergründlich sind, ohne gewisse Farbe, ohne ständigen Sinn. Niemals glaubte der junge Herr mehr Geheimnis in einem Frauenantlitz gefunden zu haben. Wer war sie, die ihn sogleich einsang, die hierher gegangen kam gerade in dem Augenblick, wo ihn ein Zauber hilflos machte und seine Stimmung ihn jeder Macht preisgab? Welchem entsetzlichen Erlebnis hatte sie dies Haar zu danken, und wie hieß das Geheimnis, das

sie an diesen namenlosen Ort getragen hatte, in diese Luft von Dumpfheit, Kleinlichkeit und übelvollender Neugier aller kleinen Städte, sie, die ein alterndes Bergschloß bewohnen sollte? Er fühlte sich gefangen, er erregte sich an diesen Fragen, etwas hing davon ab, das in ihm mit seinem Blute lief. Endlich kam er darauf, zu fürchten, seine Blicke könnten sie kränken, und er hörte mühsam auf, hinüberzusehen; aber seine Gedanken sprühten wie ein leiser Funkenstrom ohne Störung zu ihr hin.

Sie bewegte langsam die Hand mit dem Glase goldroten Weines, den ihr der Wirt hingestellt hatte, Muskateller wohl, in einer schlanken Karaffe aus geschliffenem Glas; sie hob und senkte sie wunderbar, voll Müdigkeit, formulierte er, und erlesener Grazie. Manchmal wandte sie die bleichen Augen nach ihm hin, ohne Eile zu dem Rückfaß an der Wand und wieder zu ihm, welcher saß und trank, behindert von dieser ruhigen Prüfung, mit gesenkten Lidern und einer schlecht gemachten Sorglosigkeit; dann legte sie das Gesicht in die Hand und fuhr fort, aus ihrem Fenster hinauszusehen. Es bligte stark und fortwährend, die lautlosen Lichter warfen sich grell in das Zimmer und starben sogleich; sie holten ihr Gesicht aus dem Dunkel hervor, einen Augenblick blinkte es dann, steinblaß, und entglitt in völlige Schwärze; aber neue erstanden, und stets fand es sich, daß die beiden Menschen einander anblickten. Es schien ihm ein fatales Spiel, ein Zwang, den niemand verantworten mußte und der starke Beziehungen von einem zum anderen spann; zu alledem war es schrecklich still, und der Augenblick mußte herankommen, in dem auf

beiden Seiten das sich sammelnde Schreien zu stark wurde und sich entlud.

In der Küche klorrte es einmal laut von Tellern, ein Schreck zuckte durch den Raum, und sie hörten die tiefe Stimme des Wirtes voll Ärger mahnen; dann saßen die beiden Menschen wieder in der Lautlosigkeit, jeder allein und doch mit dem anderen geheim verknüpft. Den Wanderer peinigte heftig die Sucht, von dieser Frau etwas zu wissen, alles zu wissen, ihr Wesen, Leben, Leid; auch hätte er ihr gern etwas Wertvolles gesagt, wäre ihr gern als ein Helfer und Bote aus der Weite erschienen, dem sie Dank, Sehnsucht und freundliches Gedenken nachsenden sollte. Hastig und erfolglos baute er Möglichkeiten auf und vertilgte sie. Man hätte sie einfach anreden sollen, aber er brachte nicht genug Frechheit dazu auf. Wie alt war sie? Wie konnte sie heißen? Er seufzte vor Vergleichen, jeder blieb allein in der huschenden und angstvoll stummen Jagd der Lichter und Dunkelheiten, der Meinung und unwissenden Ratens. Plötzlich war mit tollem Rauschen der Wind da, er rüttelte begeistert an den offenen Scheiben, eine Staubsahne fuhr flatternd am Fenster vorbei, und der Donner begann mit türkischem Knurren und bösem Gebrumm. Die Kirchuhr gab zwei Schläge von sich, und wieder war alles still. Da sagte der Wanderer laut in das Zimmer hinein: „Man ist nicht gerade fröhlich hier.“

Er erschrak hinterdrein vor seiner Kühnheit und eigenen schallenden Stimme. Alle gewohnte Sicherheit hatte ihn verlassen. Er pflegte sonst nicht an sich zu zweifeln, noch irgend Nachdenken und Kritik an seine Taten zu wenden,

sondern handelte resolut und bekannte sich ohne Zögern dazu; diesmal jedoch kam er sich höchst ungeschickt, albern und überflüssig vor und wartete angstvoll auf das, was sie sagen würde, indem er selbst wünschte, nichts geredet zu haben . . . Daher atmete er freudig auf, als sie das Gespräch annahm mit einer Stimme, in der offen Überdruß und Ekel seufzte: „Ach nein . . . im Gegentheil.“ Nach einer Pause sagte er ermutigt: „Sie ertragen das schon lange, gnädiges Fräulein?“ — „Einigermassen, ja,“ lautete die Antwort. „Schon viele Jahre? Wieviele denn?“ erkundigte er sich schnell. Aber ablehnend entgegnete sie: „Eine gute Weile schon,“ und fuhr sich mit der blassen Hand über Stirn und Schläfen. Ihre Stimme entzückte ihn von neuem bis ins tiefste Herz, selig wie von Lippen angerührt; aber er überhörte nicht, daß ihre letzten Worte ihm etwas verschlossen, und obwohl er nicht der Mann allzu zarter Rücksichten war, gab er sich für den Augenblick zufrieden. Der Wirt trat ein, gefolgt von der Magd. Er trug in jeder Hand einen schlicht geformten Zinnleuchter, gut zu dem Leinen des Tisches stimmend: Wachskerzen brannten darin. Die Magd reichte Teller für Teller und der Alte breitete umständlich das Mahl vor ihm hin, das lecker ausah und lockte, nickte mit dem schweren Kopf, wünschte: „Gefegne es Gott, mein Herr,“ und ging. Der Gast erhob sich halb aus seinem Stuhle — wie schön war sie jetzt, wie wunderschön! — und fragte, von den großen blassen Augen sogleich verwirrt, zu seiner Nachbarin hinüber: „Gestatten Sie . . . darf ich Ihnen meinen Namen . . .?“ Doch sie bewegte leicht verneinend das Haupt: „Nein, nicht, bitte. Wenn Sie gegessen haben,

dürjen Sie sich dafür an meinen Tisch setzen. Dann wollen wir plaudern.“ Das war ohne Zweifel eine neue Ab-
lehnung, aber er kam nicht dazu, sich zu ärgern, denn dabei lächelte sie, und dieses leise Lächeln war so überraschend und unglaublich in ihrem schmerzlichen Gesicht, erleuchtete und erwärmte es so sehr, daß es ihm wie eine neue Freundlichkeit naheging. So verneigte er sich zustimmend: „Ich danke Ihnen,“ und machte sich an seine Mahlzeit. Ohne es zu wissen, beeilte er sich, sie zu beenden, während er es sonst liebte, den Genuß so guter Gerichte gebührend zu verlängern; auch sprach weder er noch sie ein Wort, solange er aß, und um ihn nicht zu stören oder auch aus Neigung wandte sie sich zum Fenster und sah mit weiten Augen in die Schwärze, aus der die Blitze donnernd hervorbrachen, nachdenkend, wie vor einem Entschluß. Da färbte sich die Straße schwarz, klatschend sprang der Regen auf das Fensterbrett und in die Stube, unvermittelt mit Überschwemmung drohend, und zog einen schrägen Wald silbriger Schnüre vor den Fenstern hin. Sie atmete auf, ihr Gesicht nahm in heftigem Zusammenziehen einen starken Ausdruck von Bejahung an; der Entschluß war da, und im Bedürfnis einer Bewegung ging sie, die Scheiben herumzulegen; er, der sie halb unwillentlich immerzu beobachtete, sprang eilig hinzu, half ihr dabei und verlängerte durch sein Ungeschick diesen einfachen Vorgang um ein bedeutendes. Sie lächelte ihr überraschendes Lächeln und er errötete; einmal berührte er ihre Hand und fühlte im Schreck und Glück die Haut kühl und fein. Dann standen sie nebeneinander am Fenster und schauten dem springenden Regen und den jagenden

Blitzen zu, die in erregender Pracht kamen und das Zimmer für Augenblicke blendend erhellten, so daß ihnen die Vorstellung kam, es müsse das Gerweih an der Wand un-
gesehen hinter ihnen in den Raum hineinstoßen, eine unheimliche Drohung, von der sie beide nichts ahnten; aber das dauerte nur einen Augenblick, und dann leuchteten wieder die ruhigen Kerzen. Der Donner hörte nicht auf zu toben, in dumpf einherrollender Tiefe oder in knatternden Schlägen, die Furcht erzeugten, der Regenwald rauschte und der Wind warf sich wütend und stöhnend gegen die Ecken des Hauses und bedrohte die klirrenden Scheiben. Wir sehen beide, dachte er, die tolle Kraft und Herrlichkeit, in unseren Augen spiegeln sich gemeinsam die Blitze — und er spannte mit stummem Jauchzen alle Muskeln seines Leibes, gierig, an der Wonne dieses betäubenden Kampfes teil zu haben; er fühlte, wie die zähen Strähnen und Bänder unter der braunen Haut spielten, alle Müdigkeit, alle Trauer, alles Erinnern und Ahnen entfernte sich, vergessen, und jetzt schien ihm auch der Umgang mit dieser Frau einfach, selbstverständlich, ohne Fährlichkeiten. „Wie herrlich das ist!“ rief er und blickte sie fröhlich an. Sie neigte, ohne die Augen zu wenden, ein wenig das Haupt. Darauf schwiegen sie eine ganze Weile. Indessen räumte die junge Magd sein Eßgerät hinweg. Er kehrte sich wieder dem Zimmer zu. „Unser Wein wird warm,“ sagte er. Sie bewegte sich nicht. Bismlich ratlos erinnerte er sie: „Wir wollten uns doch jetzt zueinander setzen.“ — „Ja.“ Sie seufzte ein wenig. Noch stand sie, die Stirn an die Scheiben geneigt, regungslos; dann schüttelte sie leicht den Kopf und den silbernen Haarknoten und kam

entschlossen vom Fenster fort. „An meinen Tisch, bitte, ich sitze da jeden Abend, also . . .“ Sie setzte sich und beobachtete ihn aufmerksam, während er ungefümt und ohne Mühe den schweren Eiskübel herüberbrachte und das Glas, endlich auch den breiten Stuhl. Er ließ sich nieder und fragte beinahe zaghaft: „Darf ich rauchen?“ Es lag nämlich eben wieder so, daß das Unbekannte in ihr, das Rätselhafte und Bornehme seinen frischen Mut erledigt hatte; er hatte für seine gewöhnlichsten Handlungen das gute Gewissen verloren. Aber sie gestattete es lächelnd und verbat sich nur die Pfeife. „Pfui, wer wird jetzt Pfeife rauchen beim Wein!“ rief er stürmisch, als hätte er weder Tabak noch die kurze Englische in der Tasche; „eine Zigarre . . .“ „Oder eine Zigarette,“ und sie holte aus einem Täschchen ein schwarzes Etui, entnahm ihm mit spitzen Fingern die dünne Papyros, und dann stiegen die beiden Rauchfäden bläulich in die Höhe, verbreiteten sich und verfloßen. „Wir wollen einen Pakt schließen,“ sagte sie, indem sie den Rauch von sich fortblies und mit gesenkten Lidern darauf sah. „Sie bleiben wohl nur diese Nacht hier?“ — „Allerdings, leider,“ beeilte er sich zu versichern. „Nun gut. Wenn wir also heute abend bei einander bleiben wollen . . .“ „Ich werde sehr froh darüber sein.“ — „Dann habe ich eine Bitte, die Sie mir nicht abweisen werden: Sie versprechen mir, mein Inbognito zu achten, nicht wahr, mein Herr?“ Er war einigermaßen verblüfft: „Ich soll also nicht einmal Ihren Namen wissen?“ — „Wozu denn? Namen beengen die Phantasie. Weder meinen Namen sollen Sie wissen, noch irgend etwas mich betreffend; Sie sollen nicht einmal

daran denken und vor allem keine Nachforschungen anstellen. Zu viel das? Einverstanden?“ — „Aber gnädiges Fräulein . . .“ „Fällt es Ihnen so schwer, das Herkömmliche zu verlassen?“ — „D nein, durchaus nicht, aber . . . es ist doch ziemlich . . . es wäre doch netter . . .“ Ihre Augen blickten spöttisch darein, die Flügel ihrer Nase zitterten: „Dann,“ und sie machte Anstalten, aufzustehen, „kann ich leider nicht hierbleiben.“ Erschrocken streckte er den Arm hastig über den Tisch: „Um Gottes willen, bleiben Sie! Ich willige in alles!“ — „Nun also; aber auch einhalten! Es hätte mir leid getan,“ lächelte sie und machte es sich wieder bequem. „Übrigens,“ und er machte einen letzten Versuch, „wie soll ich Sie dann anreden?“ Sie hob die Achseln. „Irgendwie. Ich bin die fremde Frau und Sie sind der Herr Wanderer. Genügt das nicht?“ — „Es genügt schon; aber genug ist nicht genug.“ Sie lachte ihn still aus: „Und nun erzählen Sie mir etwas von Ihrer Wanderung.“

Er erzählte; sprach augenblicks los, und zwar nicht als Literat. Die Erregung, das Glück holte aus ihm den Harmlosen heraus, den Jungen, der er im Grunde war; es vernichtete mit dem Unglück auch den, der es getragen hatte, und schuf ihn neu, stellte ihn ursprünglich her. „Mein Gott — wandern! Das ist das Aller schönste. Aber das verstehen Sie nicht, als Dame. Man geht, geht geradeaus und ist von niemandem abhängig, lebt wie man will, bleibt wo man will und pfeift auf Schaffner, Billetts und den gesamten Staat. Man taucht in Barbarei ein, und das ist eben das Glück. Außerdem — was man alles erlebt und sieht . . .“ Er sprach mit frischen,

banalen, unbedenklich zupackenden Worten von den Hügeln, die grün in der Sonne leuchteten, und von den blendend weißen Straßen, in deren Staub sogar es angenehm zu treten war und der manchmal ganz wie Schokolade roch, von den lebhaften Pappeln an den Rändern und den großen ernsten oder freundlichen Seen, an denen man vorüberfahrende, niemals, ohne in ihnen zu schwimmen. Er sprach vom Schwimmen; wie zum Jubeln kraftvoll es sei, sich dem Wasser vertrauend hinzugeben und einen Weg zu schaffen, der hinter einem wieder verschwand, so daß es kein Zurück gab, sondern nur ein ununterbrochenes Vorwärts; er sprach von den Dörfern, durch die er bei Nacht gegangen, hallenden Schrittes im Mondschein, und von nächtlichen Begegnungen, die man lange vorher kommen hörte, bei denen sich die Hand um den Griff des Stockes schloß, selbst wenn man am Tage weder ängstlich noch schwach war, bis der andere harmlos vorbeiging, vermutlich ebenso sehr in Angst gesetzt von der Unbekanntheit, Unheimlichkeit und Einsamkeit der Nacht. Nachher lachte man über sich, bis zum nächsten Male. Sie hörte ihm gierig zu, mit einem so sehnüchsig gespannten Ausdruck, als lebe sie von seinen Worten; ihre Lippen waren ein wenig geöffnet und ihre Stirn bewegt, sich wie leidend. Manchmal nickte sie auch und stimmte ihm zu, in irgendeine Erinnerung verloren, die seine lebendigen Ausdrücke weckten. Wohin er denn ginge? „Zurück nach München.“ „Nach München!“ und leiser noch einmal: „Nach München.“ Dann faßte sie sich und forderte ihn lebhafteren Tones auf: „Erzählen Sie von München, bitte, ja?“

Er begann von dieser Stadt zu sprechen, und es ward offenbar, daß er sie liebte. Von ihrer Schönheit, von dem behäbigen und gründlichen Leben ihres Volkes, das vielleicht ein wenig langsamer war als der Norden, einfacher und nicht sehr zivilisiert, aber mit herzhafter Natur beschenkt; von der Kunst, die da alles durchdrang, keine sehr tiefe vielleicht, nicht Deutschlands größte zwar, aber doch öffentlich gehegte und lebende; von der Sinnlichkeit und Greifbarkeit ihres Daseins, von den Frauen und vom Karneval, vom Karneval! Er sprach vom Englischen Garten und den Rubenssälen der Pinakothek, die so sehr zu München gehörten, vom träumenden Sommermittag in Nymphenburg und von leuchtenden Schleißheimer Herbstabenden, von Marées, der gar nicht nach München gehöre — „zu streng, wissen Sie, zu groß, zu dunkel“ — und von der Stadtseele, der Dper. So kamen sie zu Allgemeinerem, zu Musik — und nun wurde das Gespräch erst zum Zwiegespräch: sie nahm jetzt ihren leidenschaftlichen Teil daran, den Anteil einer feinen und verschlossenen Seele, die sehr viel Kunst erlebt hatte, die ihre Erlebnisse in sich hatte reifen lassen und sich nur schwer und scheu davon trennte, während ihm alles geläufig auszusprechen ging. So erwähnte er eine Symphonie, in der für ihn die Befreiung der Geister Form geworden war und jauchzendes Entzücken — sie sagte ihm, es sei wohl die fünfte: „Aber davon soll man eigentlich nicht reden.“ Ob sie auch in gewissen Quartetten eine Musik finde, die mit der Erde nicht mehr viel zu tun habe? „Ich kenne sie,“ sagte sie leise, „sie wird gefährlich, und man soll sie nicht zu oft hören.“ Dagegen mache die

dritte eines anderen österreichischen Symphonikers, dessen Namen er verschwieg, ihn sehr zum Leben tauglich: „Denken Sie, wie hübsch,“ fuhr er fort, „man sagt, er habe seine letzte, seine unvollendete Neunte, dem ‚lieben Gott‘ gewidmet! Wahrscheinlich ist diese Widmung angenommen worden.“ „Spotten Sie nicht,“ erwiderte sie freundlich, „Gott hat diese Widmung sicherlich angenommen. Kennen Sie übrigens sein Quintett? Vögel fliegen darin.“ Er erstaunte darüber, daß wohl ihre Neigungen sich glichen und ihre Erfahrungen einander entgegenkamen, jeder aber etwas anderes zu fühlen schien, und obwohl sie einander errieten und aus Andeutungen sich verstanden, doch so große Unterschiede sahen, daß sie sie auszusprechen versuchten: „Lobe ich ein Werk,“ sagte er, und sah in ihren Augen seinen Blick, „so ist es, weil es mir vollkommen scheint, und ich suche zu begreifen, wie und worin. Sie aber sprechen nur von dem Eindruck, den es in Ihnen hinterlassen hat, will sagen, Sie sind ergriffen.“ „Ja, werden Sie denn so schnell mit dem Seelischen fertig?“ fragte sie erstaunt, „zur Technik komme ich sehr langsam.“ Bedächtig trank er wieder einmal: „Sie sind nicht täglich vor der Kunst wie ich . . . seltener jedenfalls.“ „Wie wollen Sie das wissen.“

Er gab sich der Sicherheit und Seligkeit dieses Gespräches hin wie einem vertrauten Element. Da war kein Zwischenfall zu fürchten und kein Verlassenwerden; er begann mit Übermut zu spielen, er maskierte seine Gedanken, er verkehrte Anschauungen in ihr Gegenteil, behauptete ernsthaft, begeistert zu lieben, was er verabscheute — und sie tat auch da mit, übertrumpfte ihn überall, beteuerte schelmisch, einen großen Genuß an manchen Werken ver-

ächtlicher Schreiber zu finden, und verdammt die Memoiren des Casanova mit entschiedenen Ausdrücken. Wieder ernsthafter, aber nur oberhalb des süßen Lachens von eben, nannte sie irgendwie den Titel eines altmodischen und herrlichen Werkes: „Nachsommer . . .“ und ihre Worte überstürzten sich zum Preise dieses vergessenen Buches: ihn entzückte seine Kunst, sie ließ sich erheben von dem Adel seiner zart menschlichen Figuren. Und nun stieg das Zwiegespräch zur letzten Höhe: er sprach den Namen jenes tragischen Menschen aus, jenes lyrischen Philosophen, in einer von dessen Schriften er irgendwo und zuerst diesen Roman gerühmt fand: und jäh erhellt sahen sie — wie hätte es heute anders sein können — daß Nietsches erlauchter Name als Horizont und Ziel den Dialog umgrenzte und schloß. Die erhabene Trunkenheit des Geistes befahl sie, der Rausch einer Einheit, in der sie ihre Wurzeln fanden: der Mann öffnete seine hingerissene Seele in begeisterter Vergötterung, und sie folgte behutsam, leicht verschlossen noch immer, aber überall hin; beiden erleuchtete die Erregung Wange und Auge: „Er hat mich erhalten, er mich erzogen. Er gab mir Rückgrat, als ich verzweifelte, er demütigte mich, als ich mich überhob, er lehrte mich Härte, als ich zu schwelgen drohte, und warf mich ins Leben, als ich nach Gift griff“ . . . rief er. Im schließlichen Abschwellen der Worte erklärten sie sich, wie zwei einander Umarmende sich endlich lösen: „Ich liebe ihn ganz und gar, weil ich ihn und seinen Zwang verstehe.“ „Ich nicht,“ sagte sie ruhig. „Ich verstehe ihn vielleicht auch — aber am Anfang ist er mir zu eifrig und trostlos und am Ende zu heiß und heftig. Ich liebe seine Mitte,

feinen reifen, milden Mittag.“ „Ich glaube aber, man muß ihn bis aus Ende lieben, um ihn recht zu lieben.“ „Das leugne ich genug. Nebenbei scheint das Gewitter zu Ende.“ „Und wir haben es ganz vergessen!“

Das Wetter hatte seine Spannung wirklich ausgeglichen, ohne daß die Redenden es bemerkten, sie fragten sich vergeblich, ob es wohl noch sehr gelärmt habe; so tief verschlossen und entrückt lag ihnen das Außen, während das Innen sich enthüllte. Aber er gestand sich verschämt und froh, daß die Begeisterung nur zum Teil aus dem Mit-einanderreden aufstieg, und daß auch nicht nur der Wein ihn beglückte. Die schöne Frau, erfüllt von gelöster Heiterkeit, sprach mit den glänzenden Augen auf eine besondere Weise zu ihm, die er nicht begriff und die ihn bis zum Jauchzen mit Lust nährte; unendliche Liebfosung rann ihm durch die nackte Brust, wenn ihre Blicke die seinen berührten, lange Wimpern. Der Wein ging zu Ende, die Flaschen standen leer. Er fühlte einen knabenhaften Mut — da sprang aus einem unterdrückten Gelüst ein Einfall, und ohne Besinnung führte er ihn aus: er deutete plötzlich auf das Wachs der tief herabgebrannten Kerzen, die voll gelber Perlen und geknoteter Strähnen eines bizarren Goldschmucks hingen, und legte, wie um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, rasch die andere Hand auf die ihre: „Sehen Sie doch!“ Unerträgliche Seligkeit: sie ließ sie ruhig liegen, ertrug die feste und warme Last: „Das gefällt mir von je, deshalb habe ich für mich diese Beleuchtung eingeführt. Ich liebe den Petroleumgeruch nicht.“ Da die Wolken den Himmel nicht mehr umlagerten, schimmerte er hell, und der Westen bot sich jetzt kristall-

klar und hellgrün bis in unendliche Ferne den Blicken dar, oben schon die Farbe der Nacht verkündend. Der Turm der kleinen Kirche stand kalt davor, ganz schwarz.

„Es ist unwahrscheinlich schön zu sehen,“ sagte er leise und erregt, nach dem Fenster deutend. Sie nickte und befreite ihre Hand. „Ja. Aber mir ist's wie eine Kulisse. Die Kulisse meiner Gegenwart . . .“ antwortete sie leicht hin und ließ die Stimme schweben, als gedächte sie fortzusprechen. Ihn spannte Erwartung: vielleicht wollte sie jetzt von sich selbst anfangen, ungefragt, ihm wenigstens andeuten, wer sie sei. Hatten sie einander nicht unterdes berührt, intimer als Hand auf Hand? Wußten sie nicht schon so vieles voneinander . . . ? Sicher? Und was wußte er eigentlich von ihr? Daß sie Geschmack hatte, viel gute Kunst kannte und zu Kießsche anders stand als er — mehr konnte man nicht zusammenbringen. Er aber, er dagegen hatte sich nicht einmal maskiert, nur geredet, aufrichtig geredet, sich gegeben, so daß sie aus seinen Worten sicherste Schlüsse ziehen konnte: und gewiß, sie tat es. Eine Wutwelle gegen sich selbst stieg auf, gipfelte und fiel. Was machte es am Ende aus? Mochte sie wissen, was sie wußte, und sein, wer sie war. Er wollte weder fragen noch sich mit Raten behelfen. Gab der Augenblick nicht Glück genug? Hestig bewegt trank er sein letztes Glas.

„Das ist geſcheit, mein Freund. Nun zeige ich Ihnen mein Reich. Die Luft muß jetzt herrlich sein, klar, erfrischend . . .“ Ihrer dunklen Stimme hätte er nicht widerstanden und wäre das, was sie verlangte, unbekannt und schwer gewesen wie die Aufforderungen in Feenmärchen.

Er wollte alles geschehen lassen, ohne sich zu wundern und ohne nach Ursachen und Motiven zu fragen. Der Wirt kam und nahm das Geld von ihr zuerst, ohne viel Worte — sie mußte wohl, was sie schuldig war. Dann, während er mit ihm verrechnete, trat sie zu seinem Rucksack und nahm ihn, beide Arme erhoben, von seinem Nagel, ließ ihn aber gleich unsanft zu Boden gleiten. „Der ist aber schwer!“ sagte sie kindlich verwundert, „tragen Sie dieses Gewicht den ganzen Tag durch die Hitze?“ Er lachte geschmeichelt: „Es ist wirklich nicht schlimm.“ „Nehmen Sie ihn,“ forderte sie. Was soll das? Was wird das? Ich kann ihn doch hierlassen! Und noch während er sich wunderte und einen Entschluß dagegen faßte, bückte er sich und schwang ihn leicht auf den Rücken. Dann nahm er den Stock und den Hut und sie gingen. Der alte Wirt grüßte tiefstimmig, verbeugte sich auf der Schwelle und nahm die Klappe ab.

Sie atmeten die feuchtreine Luft tief in sich ein; alles funkelte noch von Regen und Frische, der Himmel hob sich fast ganz klar, der Mond erhellte weich und ungewiß die Gassen und umgrenzte das Licht mit schwärzesten Schatten. Er gab jedem Haus ein bedeutendes Ansehen; in dunklen Pfützen spiegelten sich die Sterne, nirgends ging ein Mensch. Sie schritten langsam nebeneinander auf die kleine Kirche zu, die mächtig und ehrfurchtbar in den Himmel stieg. Sie lächelte rätselhaft ins Dunkle. „Wohin führen Sie mich?“ „In mein Reich,“ erwiderte sie, „fürchten Sie sich?“ „Ja, entsetzlich. Ich zittere so sehr, daß ich Sie bitte, meinen Arm zu nehmen.“ „Wozu? Ich gehe sicher. Jedenfalls Dank für die gute Absicht;“

und so glitt auch dieser Angriff an der Ungreifbaren ab . . . „O bitte,“ versuchte er gefaßt zu sagen, aber es klang doch ein wenig verstimmt, und deshalb, indem sie aus dem Kirchenschatten ins Mondlicht kamen, sah sie ihn bittend und so freundlich an, daß sein Mißmut wie Rauch verging, zumal für ihn — nicht wahr? kein Grund vorlag . . . Um ihren Kopf gleißte das Haar wie ein eng-anliegender Helm von Silber, der das bleiche Licht in Büscheln zurückwarf — der Mond dort oben schmiedete ihn, der alte Zauberer. Er sagte ihr das mit malenden Worten, und sie lachte. „Ja, ich bin eine alte Frau, eine Uralte aus der Höhle. Graut Ihnen nicht vor mir? Wir gehen nämlich auf den Kirchhof, der ist mein Reich . . . Wie, wenn ich ein Revenant wäre, und dies Haar silbern vom Altern im Grabe, des Tags? Wie wäre es mit einer Sybille? oder mit Lilith, Adams erster Frau?“ „Ich will Ihnen gerne mein Blut schenken, Lilith,“ rief er, begierig nach dem Namen greifend, „man sagt, daß diese wenig vegetarische Kost erwünscht sei?“ Sie sah ihn ein wenig an. Dann meinte sie: „Passen Sie auf, man kann fallen.“

Man konnte in der Tat fallen, dieser Kirchhof gehörte nicht zu den gepflegten, kiesbestreuten. Es gab da Äste und Zweige, deren Blätter am Boden moderten und die wie schwarze Gerippe von Tieren über den Weg lagen, und Boden und Grabhügel höhlten überall die Gänge der wilden Kaninchen. Öde geformt und abgeschmackt standen die Grabkreuze, solange sie sich aufrechthielten; erst wenn sie sich neigten, vom Alter zermürbt, vom Rost gefressen, angehaucht von der allgemeinen Verwesung,

fauden sie melancholischen Reiz. Da lagen Steine, über tief eingesunkene Gräber wie erschlagene Männer gefallen, Winde, Efeu und wilder Wein schlangen sich um die Äste und die Steine, verknöteten die Wipfel, krochen geschmeidig überall in die Höhe, schwangen sich über ehemalige Wege und glitten am Boden entlang, ein lebendig greifendes Netz, das keinen Zutritt gestattete; überall wucherte in geiler Fülle das hohe Gras, gütiges Unkraut, von niemand gepflanzt, rührte sich im Nachtwinde; hohe Blumen mit gefalteten Kelchen, deren Farben man erriet, Schwertlilien, Feuerlilien und blütenbesetzte Königskerzen schwankten wie Träumende, von weiter hinten blühte matt der Jasmin her, mit tausend weißen Augen, schwach von der Wollust des eigenen Duftes, den er nicht aufhörte auszuströmen, und wilde Sträucher streckten dornige Hände aus. Aber über runden Wipfeln, mageren Hypressen und zerrupften Pappeln zeichnete sich am Ende des Laubganges auf den helleren Horizont die geometrische Figur des Kreuzifixes. Der große Zauber des milden Mondes lag auf dem Ort; aber der Mann wehrte sich gegen ihn, er blickte mit Haß auf diese geliebte Frau, deren Stirn und Wimpern ruhelos zitterten. Kraftlose Empörung tobte in ihm gegen die Demütigung, der er verfallen war. Er fragte noch immer stumm und vergeblich; ihn qualte brennend seine Machtlosigkeit über das, was in ihr ruhte, unzugänglich eingeschlossen wie in eine Ader von Stein. Es folterte ihn jetzt, sie zu keinem Zugeständnis zwingen zu können: wenn er sich ihr am nächsten glaubte, begann sie alsbald sich zurückzubeugen und sich ihm zu entwinden. Dies aber schien ihm das Empörendste: sie traten kaum

in die Helligkeit, er sah sie wieder — und, noch während er fühlte: nicht einmal den Haß läßt sie mir . . . verschwanden seine bitteren Empfindungen, nicht zum ersten Male, vor der fremden und siegreichen Schönheit, so daß es schon beglückte, nur neben ihr gehen zu dürfen und zu sehen, wie die Nachtlust und der Mond um ihre Schritte rannen, die das Moos auffog. Ihre Gewänder rauschten leise; da sah er plötzlich den Leib vor geschlossenen Augen, dem diese unbekannte Seele gehörte, und atmete tief. Sicherlich, er würde sie küssen, zwingen, demütigen, sich rächen.

Sie stiegen eine Erhöhung hinan, die Spitze des Hügels, auf dem Kirche und Friedhof lagen; eine Bank stand dort oben und sie setzten sich. „Sehen Sie,“ sie zeichnete mit maßvoller Geste einen Bogen. Da lag der flüsternde Kirchhof rund umher, den die verfallne Mauer umzog, da stand die schwarze Kirche, unten breiteten sich die dunklen Dächer der Stadt, vom Monde mit grellen Lichtern und tiefen Schatten gefleckt, da streckten sich wie Spinnenbeine die dünnen Laternenfäden der Straßen aus, draußen breitete sich ruhig das atmende Hügelland hin und die ferne Ebene, und Himmel, Mond und Sterne atmeten über allem: eine schöne, sehr traurige, Musik. Während er sich ihr halb hingab, bedachte er, wie er sie an sich reißen sollte — — da hörte er neben sich die Frau schluchzen. Sie hatte das Gesicht verborgen, und die Tränen rieselten blitzend zwischen den schmalen Fingern hervor. Ihre Schultern hoben sich wie Flügel. Seine Entschlossenheit schmolz zur Weichheit. Er legte leise den Arm um sie und ließ sie weinen, an ihn gelehnt, lange

Minuten. „Und draußen liegt die Welt,“ flüsterte sie endlich, hob langsam das Haupt und blickte ihn an. Im Tiefsten erschüttert, las er in diesem tränenbeglänzten, vor- dem lächelnden Frauenantlitz das Leid des Menschen, das versteinert und unsäglich aus Augen, Mund und Stirn schrie; Ehrfurcht und heißes Mitleid zerglühnten ihn ganz. Ihre Gesichter bebten, einander ganz nahe; da küßte sie ihn sanft und lange auf den Mund. Sie atmeten tiefet und rührten sich nicht. „Bleibe doch nicht hier, komm doch mit mir,“ flüsterte er ergriffen. „Kein Wort davon, ich bitte dich.“ Und sie küßte ihn wieder. „Liebste,“ sagte er leise; Lilith, dachte er, und lauter, liebend: „Lilith.“ „Wieder ein Name,“ lächelte sie noch weinend. Er nahm sich ihren Mund, er dachte: Nun küsse ich sie doch. Und dann: aber nicht, als ich es gewollt, sondern als sie . . . Aber das bedeutet nichts . . .

Die Glocke tat zwei grobe Schläge. „Halb elf,“ flüsterte sie und machte sich frei, „komm.“ Er nahm den Rucksack und den Stock, sie drückte sich leicht an seine Schulter, als er den Arm um sie legte, und so, eng vereint, gingen sie ihren Weg zurück, lautlos über Moose und Gräser, vorüber an der Kirche, die den Mond verdeckte, dann vorsichtig die krumme Steintreppe hinunter, auf jenes Haus zu, aus dem sie am Abend getreten war, wenige Schritte vor ihm. Man traf niemand auf dem Wege. Ihre Schritte scheuchten eine Kage auf, mit behenden Pfoten schmiegte sie sich über die Straße, ein glatter Schemen. Aus dem Dunkel der Häuser gellte das brünstige und zornige Geschrei dieser Tiere. Was würde jetzt werden? Was konnte jetzt werden? Sie standen vor dem Tore.

Sie machte sich von ihm mit einer schnellen Drehung los und sah ihn mit einem unaussprechlich beredten und großen Blick an, drei Herzschläge lang. Dann öffnete sie. Sie traten ein. Er suchte nach den Streichhölzern, indes sie die Tür abschloß. Mit allem vertraut, als wäre die Finsternis für sie durchleuchtet, huschte sie dann an ihm vorbei die Treppen hinauf: „Kommen Sie! Leise!“ Er mühte sich in die Höhe, tastend, erratend und leuchtend, in diesem fremden alten Hause, das nach seinem Alter roch. Er hörte hartes Papier abgerissen werden, einen Schlüssel gleiten, ein Schloß schnappen, eine Tür gehen. Er fühlte Zimmerluft, einen leichten Wohlgeruch, er schritt vorwärts, dann flammte ein Streichholz auf, mit einem schmerzhaften Laute fiel Licht in die Gaslampe, und die Tür wurde hinter ihm verschlossen. Sie stand einen Augenblick unbeweglich im Zimmer. Der Rucksack fiel auf die Erde. Sie wandte sich, öffnete eine andere Tür, sie stand im Dunkeln, sah sich halb nach ihm um mit einem schrägen Blick, und verschwand. Lilit, dachte er, Lilit! Hingabe ohne Schranke der Scham, Lust ohne Maß: aber kein Liebeswort ging aus ihrem stöhnenden Munde.

Dann schlief sie neben ihm, nackt und kindlich, den Arm unter den Kopf gebogen; ihm aber kam kein Schlaf. Es blieb so, daß er nichts von alledem erraten konnte, was sie ihm verbar, gar nichts. Er erhob sich ein wenig in den Ellbogen und sah ihr in das schlafende Gesicht, dieses Gesicht, daß jetzt noch viel mehr das eines fremden Bildes war: sogleich begann ihre Stirn sich zu regen, und ohnmächtig ließ er sich wieder in die Rissen sinken. Schön war sie, wild und stärker als er. Er hatte ihr seine ganze

Seele gegeben und er ahnte nichts von der ihren. Er besaß nicht einmal das Geheimnis ihrer Haare, des äußersten Gliedes ihres Körpers. Da lag sie jetzt dicht neben ihm, verschlossen, unerschließbar, fern. Von dem ganzen Inhalt ihres Lebens und von seinem Umkreis hatte er nur einen Punkt inne, nur einen, ihn aber wenigstens hielt er fest: er hatte sie gehabt, sie hatte ihm nichts verweigert — niemand nahm davon etwas weg; besessen, zweifellos, auf nicht lange Zeit, aber ganz. Oder? War das wirklich unleugbar? Hatte er sie an sich gerissen, hatte er den Mut gehabt, hatte er sie überhaupt begehrt, am Anfang, im Wirtshaus, beim Ausbruch? Nein, offenbar. Vielmehr erkannte er plötzlich sehr hell, daß sie ihn gehabt hatte; sie ihn: so vielmehr stand es mit ihnen beiden. Nicht einmal dieser Punkt blieb ihm, er war da, aber er gehörte ihm nicht. Und verzweifelt, vernichtet, um seinen Gedanken zu entgehen, weckte er sie mit einem bösen Kusse. Entlaufen in die haßvolle Wollust . . .

Er erwachte, als die Sonne bereits ins Fenster schien; nicht länger als einen Augenblick dauerte seine Unwissenheit, wo er sei. Sie lag nicht neben ihm. Vielleicht war sie entwichen, verschwunden; es hätte ihn nicht gewundert, die Wohnung leer und die Haustür geöffnet zu finden. Aber in dem Zimmer nebenan klickten Laffen. Er erhob sich leise, schnell, er wollte diese Räume sehen, Schlüsse ziehen, erraten, und nur mühevoll zwang er sich zuvor zu Waschungen und Ankleiden. Das Schlafzimmer — nein, nichts unterschied es von denen anderer jungen Frauen. Ein Buch in der Schublade des Nachttisches — gewiß war es indiskret, aber was tat das — und entmutigt

ließ er das erhobene sinken: Gullivers Reisen, deutsch, ohne Anmerkungen . . . Dieses zweideutige Buch, das man zur Erholung lesen konnte, harmlos, wenn man müde war, und ebenso leicht frühmorgens, gewitzigt, als stärkende Bosheit! Nein, er würde nichts von ihr erfahren. Auch die Möbel sagten nichts, wohl nicht von ihrem Geschmack gewählt, vermutlich bewohnte sie möbliert gemietete Zimmer — sicherster Schutz eines Wesens, das in einer Kleinstadt, wo jede Einzelheit bekannt werden kann, in dieser vollendeten Bürgerlichkeit um jeden Preis Aufsehen und Gerede der Leute vermeiden will. Geben wir es auf; und er erwartete, sie im nächsten Zimmer zu finden, aber vergebens. Sie holte vermutlich gerade irgend etwas, und er benutzte ihre Abwesenheit, um auch hier eine unstete und begierige Musterung abzuhalten: ein Klavier wie viele; keine weitere Lür zu Räumlichkeiten; ein verschlossener Bücherschrank, Blumen am Fenster. Raunbilder. Von der Wand herab blickte spöttisch eine Hille Bobbe. „Ein guter Druck,“ sagte ihre Stimme hinter ihm; „merkwürdig in einer Mietwohnung, wie?“ Sie trug einen Krug in der Hand, sie hatte Wasser für die Blumen geholt. Lächelnd begrüßte sie ihn, bot ihm den Kakao, strich ihm frische Brötchen. Er saß ihr eifrig essend gegenüber. Er fand sie wieder als eine erneut Schöne, ganz jung, sehr heiter, mit einer Art von Übermut in jeder Bewegung, mit der sie für ihn sorgte — eine andere Schönheit, als die trübe des Abends, eine andere als die schrankenlose der Nacht — und wie unbefangen! Aber auch diese Unbefangenheit schien ihm zweideutig, ruchlos für Augenblicke, dann wieder göttlich

überlegen, dann auch kindlich unbeschwert — o, jetzt wurde alles zweideutig, nichts mehr hatte nur einen Sinn: immer würde er diese beiden Möglichkeiten wittern: daß sie ihn verbarg, nichts erlebt zu haben, oder Schreckliches; daß sie ihr Haar einem Zufall verdankte oder einem Schicksal; daß sie in diese Stadt gehörte oder hierher verbannt war, ein leichtfertiges Herz mit ernstern Gebärden aufpuzte oder diese Nacht als gelassen gezeichneten Schnörkel einem tragischen Dasein einfügte. Alles verwirrte sich ihm; vor der ruhigen Verschlossenheit dieses wirklichen Ereignisses ging ihm die Kraft verloren, es auch nur zu erfassen, geschweige es einzuordnen; und ein lebenerhaltender Instinkt befahl ihm das Klügste: fort von hier, auf die Straße, auf die Wege, ins Taghelle, Selbstverständliche, Wahrscheinliche. Der Entschluß stärkte und reinigte ihn überraschend; er gab ihm endlich einen festen Stand und einen verlässlichen Blickwinkel. Es kam ihm immer stärker zu Bewußtsein, wie vielen Dank er ihr schulde für dieses ganze räthelhafte und wundervolle Erlebnis, das er mit störrischer Gewalt hatte zerstören wollen und dem sie den Reiz gewahrt hatte. Endlich schien es ihm, als habe er ihr in seinen Gedanken viel böse Kränkung zugefügt, und als sie ihm wieder ein Brötchen hinreichte, indem sie heiter meinte, er werde es nötig haben, tüchtig zuzugreifen, wobei dahingestellt blieb, ob sie die vergangene Nacht meinte oder den beginnenden Wandertag — faßte er nach ihrer Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sagen, zwischen den seinen, indem er sie dankbar ansah. Sie erwiderte den freundlichen Blick, zog dann leise die Hand an sich und mahnte: „Sie müssen bald aufbrechen, damit Sie

nicht in die arge Hitze hineinkommen;“ aber ihre Stimme war nicht mehr so klar und fest wie vorher, was ihn mehr ergriff, als hätte sie geklagt. Leise und ehrerbietig fragte er nur: „Müssen Sie hierbleiben?“ — „Ich muß.“ So begann er darauf zu sinnen, wie er ihr auf eine bleibende Art seine Dankbarkeit bezeugen könnte, auf eine Art, die ihn zugleich davor bewahrte, von ihr schnell vergessen zu werden, worauf er Wert legte. Er beschloß, ihr einen Vers anzuschreiben, der die Stimmung des flüchtigen Begegnens und schnellen Scheidens auf eine anspruchslöse Weise festhielt, eine Improvisation, die auf Formvollendung und Kunstwert nicht zu sehen brauchte und deren Wirkung nur persönlich sein konnte. Viel Nachdenken verursachte ihm, ob er seinen Namen darunter setzen sollte oder nicht; denn es war möglich, daß der Ruf seiner Versbücher zu ihr gedrungen war, so daß ihr das Beisammensein dadurch teurer werden konnte. Aber weil sie sich die Namen so entschieden verboten hatte, wollte er sich mit seinen Anfangsbuchstaben begnügen; und er begann, Worte zu finden, zu ordnen und zu prüfen. „Woran denken Sie?“ fragte sie erstaunt. „Sie haben recht,“ sagte er verwirrt, „ich war weit weg; verzeihen Sie.“ — „Also brechen wir auf,“ rief sie kurz, indem sie sich erhob. „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich glaube, ich habe drinnen etwas vergessen“ — und er eilte ins Schlafzimmer zurück, schrieb den Vers auf ein Blatt seiner Brieftasche nieder, strich eilig noch ein Wort aus, schrieb ein anderes darüber und legte das Wert auf den Nachttisch neben das zerrüttete Bett. „Haben Sie es gefunden?“ fragte sie. „Ja, danke sehr, natürlich,“ rief er

fröhlich aus, „da ist es,“ und er zeigte ein kleines Messer vor. „Es ist mir beim Ankleiden aus der Weste gefallen.“ — „Also gehen wir. Ein Stück komme ich mit.“ Sie legte ein fliederfarbenes Seidentuch um die Schultern, er lud sein Gepäck auf und sie gingen. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, sah ins Zimmer zurück und bemerkte dann an der Tür Reste einer Visitenkarte, von gelben Nägeln festgehalten. Er erinnerte sich, daß gestern nacht etwas Hartes gerissen worden war, und lächelte. „Jawohl,“ sagte sie mit Nachdruck.

Sie führte ihn den kurzen Weg von gestern zur Kirche empor, während das Leben noch auf sich warten ließ, und nur ein kleiner mehliges Bäckerjunge vorüberkam, der vor dem Kreuzigt die Müze zog. Der Himmel öffnete sich rein und tief, Morgenwolken zierten ihn, und die Sonne heiligte alles mit frühem Glanze. Das Herz des Wanderers schlug voll eines alten Jubels, voll einer jungen Heiterkeit, die ihn nicht erst gestern verlassen hatte. Hinaus aus diesem Neste des Trübfinns, nur hinaus, sofort, wenn auch diese schöne Fremde, die ihm bei aller Demütigung die Freude an sich selbst wiedergegeben hatte, allein und ungekannt hierbleiben mußte. Sie fühlte sein Glück und lächelte ihm mit einem rührend tapferen und wehmütigen Lächeln ermutigend zu, und alsbald hatte er für die, die doch so lange die Stärkere geschienen, ein tiefes Erbarmen. „Müssen Sie hier bleiben?“ fragte er wieder; und wieder kam die Antwort: „Ich muß.“ — „Ich werde Ihnen immer dankbar sein und Sie nicht vergessen.“ Seine Stimme klang ergriffen und ehrlich; sie traten in den Kirchhof ein. „Ich im Gegenteil werde mich anstrengen,

nicht mehr daran zu denken," sagte sie leise . . . Dann faßte sie sich. „Dort unten geht die Straße, hier durch das Tor führt ein Weg hinunter," und sie zeigte ihm die Gegend. Jetzt freilich lebte der Kirchhof bunt, fröhlich und alltätlich, alles quoll über von saftigen Stengeln und lachender Blumenfarbe; sogar die Stadt sah vergnügt aus, mit vielen roten Dächern, Türmen und goldenem Morgenrauch. „Ich bleibe hier und sehe Ihnen nach," sagte sie; „leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt." Sie lehnte sich an seine Brust und sie küßten sich. Ihre Augen standen voll Tränen. Er drückte ihr die Hand: „Leben Sie wohl!" „Und Sie . . ."

Er eilte den Hügel hinab, wandte sich und sah; wie sie winkend auf der Bank stand, am Baume, den violettten Schleier wehen lassend. Noch sah sie ihn, noch einmal, dann verbarg ihn die Biegung des Weges und der Staub fraß das Geräusch der Schritte. Sie führte den Schleier an die Augen und ging langsam nach der Stadt zurück. Ihr Herz drängte schwer nach Tränen. In ihrer Wohnung stellte sie sich vor den Spiegel und sah sich einen Augenblick spöttisch lächeln. Dann trat sie in das Schlafzimmer, um sich mit kaltem Wasser zu erfrischen. Auf dem Nachttische lag ein Blatt. Sie nahm es und las:

Abendlich Finden — und Hände, die eilig sich fassen,
Und ein Lächeln des Munds und eine Stunde Ver-
weilen —

Dann entführen mich trotzig schreitende Füße
In den brennenden Morgen durch Gräser und Staub.
Bleibst du, Fremde, im Netz? so nimm doch ein Danken,

Spür es wie Winde der Jugend hergrüßend aus Weiten:
Einer Stunde aufflammender Rausch und Glanz,
Und ein Gedenken am Abend, zur leuchtenden Kerze.

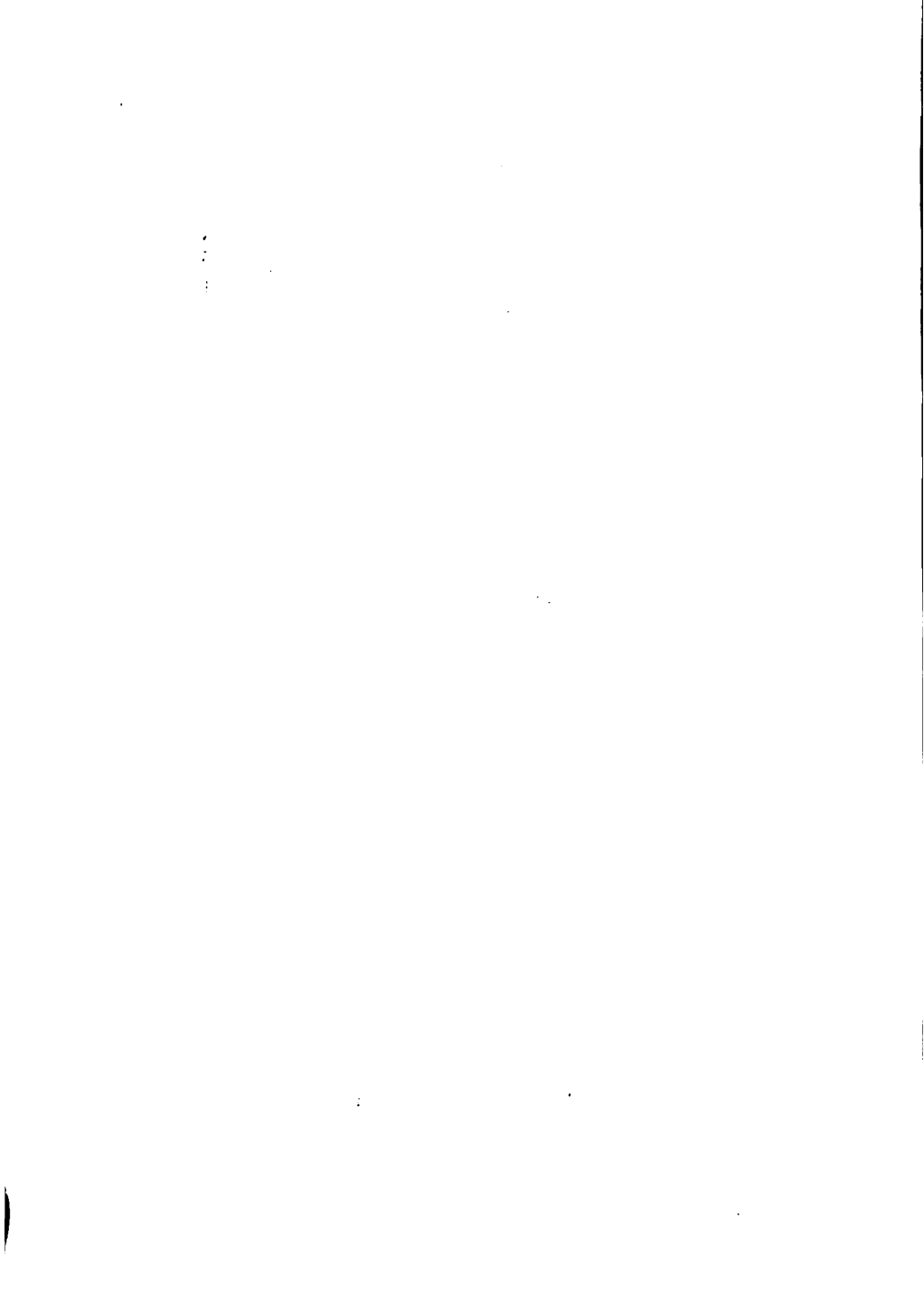
H. v. M.

Da sank sie schwer auf das Bett nieder und weinte. Ihren Körper erschütterte die Heftigkeit des Schluchzens, das Papier knitterte in ihren Fingern, sie begrub ihr Gesicht in dem Kissen, das strömende Tränen beneßten. Endlich richtete sie sich auf, ging zum Waschtisch und ließ das Wasser über Stirn und Augen spülen. Noch einmal nahm sie das Blatt auf, betrachtete die feste Schrift, die Initialen. Dann sagte sie laut vor sich hin: „Ausgestrichen,“ und zerriß es in kleine Teile. Die Stückchen flatterten zu Boden. Darauf strich sie mit der Hand über ihr Kleid und begann das Amt des Tages.

Die Näherin
Anekdote

12*

179



Diese Geschichte erzählte der Marquis von Châteaudün den staunenden und dankbaren Bürgersöhnen von Trier, als er zur Zeit der roten Mütze (in Paris, versteht) daselbst trotz podagrifischer Anwandlung und einer, jetzt juwelenlosen Brokatweste von apfelgrün und silbernem Muster, Langstunden erteilte, wobei sein Sohn nicht eben übel die Flöte blies, obgleich er sich im Grunde noch Erbe von acht Meiereien und sechs Häusern in Lyon nennen konnte:

Wohl, meine jungen und erlauchten Freunde, äußerte etwa der mokante und beleibte Herr, nachdem er sich bequem hinter dem Gewürzpunsch, am Kamin, in der Ecke des Sofas untergebracht fand. — Sie mögen erfahren, daß dereinst, vorzeiten, zu Compiègne in Frankreich, ein junger Herr Ihres Standes sich aufhielt, daselbst geboren und im Geschäft seines Herrn Vaters tätig, welcher sich mit der bei jungen Helden aus dem ehrenwerten Bürgertum üblichen Leidenschaft in ein armes, aber tugendhaftes und sehr angenehm gestaltetes Fräulein verliebte. Er gedachte sie zu heiraten — unähnlich unseren jungen Windhunden von Stande war er gesonnen, die Pflicht, die Tugend und die Liebe zu vereinen; und sprach demgemäß zaghaft, aber ernst zu seinem feinsten Herrn Erzeuger. Dieser aber, nicht so tugendhaft wie sein frommer Sohn

und der Lektüre Meister Jean-Jacques unteihastig, dagegen mit beklagenswerthem Ertarrsinn die geringen Glücksgüter der Erwählten in der Seele musternd, schnitt mit dem Messer einer harten Rede in das liebevolle Herz des Sohnes, drohend, er werde ihn prügeln wie einen Sack, wenn er ihm je wieder von so schändlicher Unternehmung spräche. „Wie einen Sack!“ schrie der Wilde. Armer Jüngling! Meine Seele ist zu mürbe, um sich lange mit deinen Qualen zu beladen und sie zu malen; ich würde dabei zugrunde gehen; Sie aber, meine Zuhörer und gütigen Schüler, werden nichts leichter können als den Zwiespalt zu empfinden, zu durchleben und gänzlich auszukosten, der in der Brust eines heldenmütigen Bürgersohnes vorgeht, wenn er von der Ehe träumt, und dem ein Rücken voll Prügel dafür angeboten wird. Nun aber, indem Sie all Ihre Seelenstärke anspannen, fühlen Sie noch hinzu, daß ein reicher Witwer kommt, ein Salzwieger, ein zimtsingriger Schuft, und das Mädchen zu ehelichen vorhat: und sie, die Lilie, die Schwalbe des Schönheitsstempels, sie ergibt sich ihm! sie nimmt ihn! sie wird mit ihm kopuliert! er geht mit ihr zu Bett! Sie erröten, meine Freunde, Sie erblaffen, meine Geneigten — alles was Sie erschüttert, traf die schutzlose und liebevolle Brust meines Bürgersohnes mit dem Schwerte des Mars, Minervens Lanze und dem phöbischen Pfeil. Leiden Sie mit, Gehrte, leiden Sie mit! Sterben Sie, wenn's beliebt!

Hier hielt der Marquis wirkungsvoll inne, um sein Glas zu leeren. — Unser Held, der einen beklagenswert groben Körper zu ätherischer Seele von der Natur emp-

fangen, lebte. Aber er lebte nur auf Kündigung etwa, um die Süßeste noch einmal zu sehen; dies war sein Plan, sein Vorjaß und der alleinige Grund seines Atmens. Amor, der die Liebenden fördert, gab ihm ein, seine Qual einer kundigen und erfahrenen Alten zu gestehen, einer mit Nähen ihr Leben fristenden Dame — die allerdings darum noch keine Vicomtesse war, denn dies ereignete sich in altersgrauen Tagen, Ihnen zur Nachricht, Söhne dieser Stadt — Auberée genannt, die man ihm als erfindungsreich rühmte und für deren, den Liebenden geneigtes Herz es keine Mühe gab, die sie gescheut hätte, wenn es Glück zu schaffen galt. Wie es denn die Aufgabe der Frauen ist, in allen Formen zu beglücken. Überdies verlor er auf ihrem Tisch einen Beutel mit fünfzig Franken; aber nicht darum, aus übergroßer Güte willigte die Schutzgöttin ein, nachdem sie sich seinen veilchenfarbenen Rock aus Lyoneser Sammet verbrämt mit Fuchs als Hilfsstruppe geliehen hatte, in dem er Sonntags allen Messegehern und Kirchenfreunden wohl bekannt war. Diesen Rock nun nahm sie über den Arm, nachdem sie am unteren Saume das Seidenfutter ein wenig aufgetrennt und Nadel und Faden hineingesteckt hatte, nimmt ihn und begibt sich zur jungen Frau, eine Stunde wählend, in der der glückliche Gatte und Kaufladenherr sein Mehl auswiegt. Freude des Besuchtwerdens, wer schildert dich? Wäre mir die Zunge des Herrn von Beaumarchais verliehen, ich tät's; gäb mir einer den Griffel Diderots, Sie sollten sie sehn, die junge Schöne, das Häubchen auf dem Haar, plaudernd mit der vom Alter gebeugten Auberée, wie die Erfahrene ihre blühende Farbe lobt, die braunen Augenschatten schelmisch

begrüßt und alsbald fragt, ob auch das Bett breit genug sei zu den Gefechten der Nacht? „Sehet selbst,“ antwortet der unschuldige Engel und führt den Besuch ans Paradies, ans Schlachtfeld, an die warme Burg des erlaubten Sündenfalls! Welch übermächtige Gefühle ergreifen Sie, meine Jugendstarken, ich seh's an Ihren Lippen, an Ihren glänzenden Blicken; recht so — aber wer hätte gedacht, daß diese Sehnsucht auch so übermächtig spuke in der alten Auberée? Schauet doch — der Finger des Erzählers wies vor ihn hin, und die Hörer folgten mit den Blicken und schauten — wie sie schwindelig aufs Bett sinkt, am Fußende, wie ihr der schöne Sammetrock entgleitet und auf dem Bette liegen bleibt, wie sie mit versiegter Stimme um Wasser bittet! Die junge Frau, mitleidigen Busens, geht selbst in die Küche — und derweil drückt die Alte den Rock des jungen Mannes, in dem — Sie wissen noch? Nadel und Faden stecken, ins Bett, zupft das Deckbett drüber hin — warum? Sie werden sehen, meine Liebhaber von Geschichten, sie macht das genial — trinkt ihr Wasser, dankt, erholt sich schnell, geht weg und bestellt den hoffnungsvollen Liebhaber — wir haben ihn also nicht vergessen — für diesen Abend halb neun Uhr zu sich; rät ihm auch, er solle vorher Hahnenbouillon zu sich nehmen und Selleriegemüse. (Meine rheinischen Wirthe, mit dieser Art von Gelächter hätten Sie in Versailles, dem verfloffenen, zweifellos Ihr Glück gemacht.) Um acht Uhr kommt der Krämer — Verzeihung, der Kaufherr — heim, wäscht sich die Hände, ist etwas Belangloses und stiefelt ans Bett, denn er ist müde vom Lütendrehen, schlägt sein Bett auf, stuzt über die Er-

höhung, sieht zu, zieht hervor: ein Rock! ein Männerrock! der berühmte, kostbare und auffallende Rock des jungen Anton! Ha! — Sie merken, nicht wahr, was er dachte, Sie sind so scharfsinnig, meine Schüler, daß ich nichts zu sagen brauche. Wie gerne aber malte ich jetzt, Sie zu erfreuen, den rasenden Ajax; zeigte gern, wie er zum Degen greift — aber er trägt keinen, das Pistol ladet — aber wozu eines besitzen, das scharfe Messer herausreißt — aber es ist zu spitz, und außerdem liegt es im Schub verwahrt, in der Küche. Was also tun? Als Mann des klaren Alltags vermeidet er das Blutvergießen, er ist kein Théséus (sic keine Phädra), und vereint harmonisch die Wut, die Rache, die Ehre und die Ruhe: er packt seine Gattin beim Arm und wirft sie hinaus, vor die Haustür, die er verschließt. Recht so, sagen wir, und wir haben unseren Grund: denn wie das nichtsahnende Frauchen die Steine der Schwelle mit Tränen der Unschuld neßt, murmelt eine Stimme neben ihr im Dunkeln, wohlbekannt und tröstend eine Altweiberstimme: „Um Gott, werthe Freundin, was tut Ihr hier?“ Auberée ist es, die kluge Zauberin und Nadelfee; und nachdem sie nebst vielem Weinen die ihr nicht ganz unerwartete Begebenheit angehört hat, verflucht sie alle kränkenden Ehemänner der Welt, besonders den augenblicklichen Sünder, verspricht ihr für morgen Genugthuung und bietet ihr einen Unterschlupf für die Nacht an. Das getröstete Kind folgt ihr und findet bei ihr ein laues Zimmer, in dem Zimmer ein warmes Bett und in dem Bett einen heißen Liebhaber.

Nein, meine Herren und Bürschchen, dies schilderte ich

nicht. Ich weigere mich. Ich bin ein Greis, der dem Grabe zuwanke und denke an die Seligkeit. Ich sage nur, daß, angefeuert durch die magische Fünf in der Zahl der fünfzig Franken, der junge Mann sein Bestes tat, was auch der Schönen wohlgefiel. Am frühen Morgen aber klopft die grausame Wirtin, den Morgenschlaf, den so wohl verdienten, schlimm durchbrechend, die junge Frau aus dem Bette, führt sie in die Kirche Saint-Corneille und heißt sie dort vor einem Bilde der gütigen Mutter Gottes Kniee und Stirn zur Erde neigen. Unsere Freundin tut das gern, denn sie ist ach so süßmüde, und schläft ein. Die Alte aber nimmt die sechs Leuchter Unserer Lieben Frau und stellt sie auf den Boden, um die schlanke Büßerin zu beleuchten; und glaubt mir, die heilige Jungfrau entstieg dem Bilde nicht, rächend; stets vertragen sich Frauen untereinander zum Schaden der Männer. Der Gatte aber, der diesmal daran glauben soll, muß dem Bette entsteigen und die alte Auberée anhören, die in großer Erregung bei ihm eindringt. Ein böser Morgentraum hat sie in die Kirche gejagt, und was findet sie dort? Die junge Gattin, betend, verzweifelt, Unschuld schwörend vor Mariens Bild! Der Mann hat schon ein wenig Reue gefühlt — Gatten bereuen gern, wenn sie allein schlafen müssen — er ist verdußt, geschlagen; auf, und in die Kirche. Da liegt sie, so vertieft in ihren Gram und ihr Gebet, daß sie nichts nahen hört; so schön, so unschuldig in ihren Kerzen! Er ruft sie gutmütig, reuig; sie steht auf, verwirrt, voll Scham, reizend, indem die Alte dem Altar seine Leuchter zurückgibt, küßt er sie Vergebung flehend. Sie machen sich zu dreien auf den Heimweg; und indes die

Gatten schweigen, klagt Auberée das Leid ihres Alters: wie schwach sie ist — ward sie nicht gestern am Bette fast ihrer Sinne unmächtig? und wie vergesslich: einen schönen Rock hatte sie zu bessern, einen Rock aus Seide, Pelz und Sammet veilchenfarb: und wer glaubt ihr, daß sie nicht weiß, wohin sie ihn gelegt? daß er verschwunden ist und sie ohne Rat und Trost, sie arme alte Frau?

Ohé, denkt der Mann, die Unschuld ist am lichten Tag; und daheim gibt er den Rock heraus — Nadel und Faden stecken noch drin — und, freigebig vor Überzeugtheit, fünfzig Franken der treuen Helferin. Dann aber legt er sich noch einmal zu Bette; zu Bette, nicht zur Ruhe, denn auch ein Kaufmann, der ein junges Weib hat — nicht wahr?

Und wer — der Gatte etwa? hätte weiterhin dem so treu befundenen Eheweib unter sagt, dann und manchmal diese brave Näherin mit Arbeit zu betrauen, ja sie ihr selbst zu überbringen?

Meine werten Eleven, hören Sie, ehe Sie gehen, noch die Moral; mein Freund, ein Abbé von Saint-Sulpice, der den Eid gegen seinen Herrn Gott nicht schwor und so von Meister Samson rasirt und tonsuriert in einem ward — mein Freund pflegte zu sagen: „Eine wahre Ehe, Marquis, kann weder geschieden noch gebrochen werden.“ Gute Nacht, meine Herren; Sie leuchten einander wohl selbst die Treppe hinab; ich habe keinen Laken, seit ich den letzten wegen Unreinlichkeit davon jagte; man bekommt hier keine rechten. Auf nächstes Mal, meine Freunde, auf das nächste Mal.

Œterben des Cinq-Mars

Am 14. Juni 1642 verhaftete ein Hauptmann der Großmusketiere Ludwigs des Dreizehnten in Narbonne den Marquis von Cinq-Mars, der durch die Gunst des Cardinal-Herzogs von Richelieu mit zweiundzwanzig Jahren Großstallmeister und Liebling des Königs geworden war, samt seinem Freunde Gaston de Thou und dem Herzog von Bouillon um Hochverrat, begangen durch ein Bündnis mit Spanien zur Ermordung des Cardinals. Obgleich die Edelleute, ihre Haltung bewahrend, dem Gericht alles ableugneten, was man ihnen vorhielt, stand ihre Verurteilung doch außer Zweifel, denn sie hatten unglücklicherweise den schwachherzigen Schwäßer Gaston von Orleans, Bruder des Königs, in die Verschwörung gezogen, der den großen Minister giftig haßte, und der auf die erste Drohung des von Spähern gewarnten Cardinals alles genau zu Protokoll gab, was er wußte — und man hatte ihm nichts verschwiegen — um sein Leben zu retten; das übrigens nicht einmal bedroht war, weil er von königlichem Blute stammte, und Ludwig den allzu drückenden Minister durchaus nicht liebte, ja, wie manche sagten, von dem starken Plane wissend, ihn schweigend zuließ. Obgleich der Spruch noch nicht gefällt war, des umständlichen Gerichtsverfahrens wegen, erörterte man überall in Frankreich, wo Herren vom Adel einander trafen, doch

nur, ob alle drei Gefangenen enthauptet werden würden, oder ob Bouillon, als der am wenigsten Bloßgestellte, noch irgendwie loskommen könne: denn seit der Hinrichtung des Letzten aus dem Hause Montmorency, einer Familie adliger als die Könige Frankreichs selbst, kannte man den Kardinal als schonungslos und mutig genug, um mit Geist wie mit Gewalt die selbstherrlichen Feudalen unter die Botmäßigkeit der königlichen Macht zu zwingen. Die Trauer in der Familie des Hauptschuldigen galt daher einem fast schon Toten, obwohl der Vater des jungen Cinq-Mars, der Marschall d'Effiat, beim Könige selbst fast kniefällig um die Gnade der Verbannung für seinen Sohn gebeten hatte; aber Ludwig, verlegen und ganz aufrichtig, hatte achselzuckend versichert, der Kardinal bestehe auf der gerechten und entsprechenden Strafe, und es sei ihm unmöglich, einzugreifen: „Er redet vom Ansehen der Krone,“ sagte der Monarch, indem er bestümmert mit dem Degen Figuren aufs Parkett schrieb, „und dann, saget selbst, kann niemand gegen ihn aufstehen — ich auch nicht . . . Ich hatte den Jungen gern,“ schloß er die Audienz, „aber er spielt meinen Sohn gegen den Thron aus . . .“ Und kaum hatte man sich im Hause des Marschalls an das Unabänderliche im voraus gewöhnt — denn damals, in der Zeit der Komplotte, entehrte der Tod auf dem Schafott einen französischen Edelmann durchaus nicht, weil es eine ganze Anzahl Familien von Uradel gab, die es sich als Recht zuschrieben, gegen den Kardinal, simplen Herrn von Duplessis, zu konspirieren, der es mit hasloser Strenge und erfolgreich unternahm, ihre wirkliche Macht im Staate ganz auszufügeln

— als eine Nachricht einlief, geeignet, in die Familie des Gefangenen Entsetzen und Lähmung zu tragen: Henri sei durch die Trennung von seinem Freunde Gaston in unhemmbare Schwermut verfallen, und weigere sich, genügend zu essen, da ihn nicht hungere; er sei blaß geworden und magere ab . . . Dieses bedeutete aber, daß die unterirdisch zehrende Todesfurcht den Vorwand dieser Trennung ergriffen hatte, um endlich Macht über den Gefangenen zu haben, und drohte der Familie mit Gefahr der Schande. Denn falls das Urteil, wie wahrscheinlich, erst im Herbst gesprochen wurde, hatte er bis dahin alle Kräfte des Körpers und der Seele eingebüßt, die ihn sonst den Tod in so jungen Jahren mit dem gehörigen Anstand hätten ertragen lassen; seine Gebrochenheit hätte bei jedermann für feige und schmählische Angst vor dem Schwerte gegolten, und mit seinem Angedenken wäre Ehre und Ruf seiner Familie unerträglich besudelt, ja auf immer vernichtet worden. Das zu vermeiden mußte jedes Mittel gelten, und nach drei Tagen voller Angst und verstärkter Beratung ließ sich die Mutter Henris, die Marschällin Marquise d'Effiat, in ihrer Sänfte zum Kardinal tragen, der sie nach fünf Minuten Wartens sogleich empfing.

Er saß, ein sehr hagerer und martialischer Greis, fröstelnd in seinem großen Stuhle mitten in dem Gusse des Lichtes und der Hitze eines regenlosen Juli: das gelbliche und weißhaarige Haupt, das durch seinen Schnurr- und Knebelbart mehr einen Soldaten und noch viel mehr einen Staatsmann als einen Priester anzeigte, im Schatten eines blaugrünen Vorhanges von der damals neuen und sehr beliebten Farbe; er kränkelte, wie man wußte, und manche

sprachen von langsamem Gifte in seinem von vielen Ritten und manchem Feldzuge gehärteten Körper. Er ließ sich von seinem Sekretär, dem er gerade aufgehört hatte zu diktieren, beim Aufstehen unterstützen und stand, bis die Marschällin saß; dann setzte auch er sich nieder, indem er den Schreiber fortschickte und begann die Unterredung mit den Worten: er hoffe, die Frau Marquise komme nicht, um das Leben eines Menschen zu bitten, der sich selbst getötet habe. Die Dame, erbleichend unter ihrer Schminke und dem modischen Puder — denn sie hatte im innersten Herzen von dem einst Befreundeten dennoch, trotz ihres Besserwissens, das zu erbitten gehofft, was ihrem Gatten der König nicht hatte gewähren können — erklärte sofort mit kalter Stimme, sie sei davon fern; und sie berichtete schnell, hart gefaßt und kurz, welche Nachricht sie erhalten hätten, was daraus folgere, und daß gegen diese Folgen unbedingt, ohne jede Einrede, etwas zu geschehen habe, und sie sei gekommen, alsbald anzugeben, was. „Ich bedarf Ihrer Einwilligung, Cardinal, und Sie werden sie geben; denn gesetzt, daß mein Sohn verdient hat zu sterben — wir alle haben nicht verdient, entehrt zu leben.“ Richelieu hielt seine langen und gelben Hände ins Sonnenlicht, wendete sie einen Augenblick schweigend und nachdenklich um und um, und antwortete dann, indem er damit begann, daß er völlig offen zu reden vorhabe: „Ich sollte daran denken, Madame, daß ich sehr bald nicht mehr da sein werde, um Frankreich zu dienen, und also, dem Könige jetzt schon helfend, Ihrem Ersuchen nicht willfahren. Denn wenn sich an dem sichtbaren Beispiel Ihres Sohnes zeigen ließe, daß die Herren, die sehr wohl

wissen, sich dem Landesfeinde zu verbünden, um die Krone zu schwächen, dafür ein starkes Sterben um so weniger verstehen, so wäre das Ansehen solcher Verschwörungen auf sehr dienliche Weise gemindert, und alle meuterischen Edelleute in Ihrem Sohne von vornherein beschimpft als im Grunde feige. Ich würde es für ein sehr erwünschtes Ziel halten, das Ehrgefühl des Adels ein wenig zu schwächen; auf eine unschuldige Familie dürfte es dabei niemandem ankommen.“ Die Marquise, entsetzt von der ruhigen Klugheit dieser Râsonnements, die sie früher entzückt hatten, sagte: „Lassen wir die Theorie und gehen wir zu meinem Sohn über.“ „Ich bin bei ihm,“ meinte der Kardinal angeregt und vertieft: „Wenn ich sicher wäre, noch lange Zeit, sagen wir noch zwei ganze Jahre zu leben, wäre mir die Beschimpfung Ihres Sohnes willkommen und selbst Pflicht. Denn Ihr Sohn war mein Geschöpf —“ der Sprechende hielt einen Augenblick inne und ergriff eine schwarzgestielte große Lupe, um die Sonnenwärme über seiner Linken zu verdichten, während die Marquise nur mit Mühe es ermöglichte, ihm nicht ins Wort zu fallen, außer sich vor Born und Schmerz — „und Ihre Schande würde den Familien meiner Geschöpfe wertvolle Mahnung sein, straff zu mir zu halten. Aber,“ sprach er weiter, und zwar schnell, weil er sah, auf welche Art die Finger der Marquise sich um die Armlehnen ihres Sessels schlossen: er habe nicht mehr zwei Jahre vor sich, er verzichte auf neue Kreaturen, und er gedenke allzu sehr der Freundschaft und großen Zuneigung, die ihn dem Schuldigen und seinem Hause ehemals verbunden habe, daher willige er in alles, was man vorhabe, sofern dem

Urteil seine Vollstreckung werde. „Daran wird es nicht fehlen,“ sagte die Marquise mit vor Erlöstheit schwacher Stimme, „alles wird sich unter den Augen Eurer Eminenz abspielen,“ und sie unterdrückte mit grimmiger Kraft die glücklichen Tränen, die ihren Augen entstürzen wollten, weil sie dem Feinde und Quäler nicht gönnte zu sehen, wie viel er ihr schenkte.

Auf die Frage, was geschehen solle, erklärte sie, es müsse dem Gefangenen geheim mitgeteilt werden, er und sein Freund würden keinesfalls eine andere Strafe als die der Verbannung erleiden; und zwar müsse die Botenschaft, um glaubhaft zu sein, den Anschein äußersten Geheimnisses aufzeigen. Ob es richtig sei, daß die Gefängnisse, in deren einem Henri sich befand, so kalt seien, daß sie auch im Sommer Feuers in dem Kamin bedürften, um nicht tödlich zu werden? „Ja,“ sagte schauernd der Cardinal und rückte seinen Stuhl der Sonne näher. Dann gedenke sie zu verfahren wie folgt; und sie eröffnete ihm ihre Absichten, der darauf versprach, den Gouverneur entsprechend zu unterrichten. Alsbald erhob sich die Marquise; und Richelieu unterließ es nicht, ihr die Hand zu küssen und sie, einen Stock zu Hilfe nehmend, bis zur Tür zu begleiten: „Sie müssen mir das erlauben, Marquise, ich schulde das, wenn nicht der Marschällin d'Effiat, so gewiß der Mutter,“ sagte er als letztes Wort dieser letzten Begegnung mit einer Freundin von einst.

Zwei Tage darauf übergab der Schließer Cinq-Mars zum Frühstück vier Eier in einem silbernen Korbe, der das Wappen seiner Familie trug: seine Mutter bitte ihn, diese Eier sich selbst zur Kurzweil zu rösten und sie um

ihretwillen zu verzehren; sie werde ihm jeden Morgen frische von ihrer Meierei zusenden lassen. Der junge Mann nahm den Behälter mit der Aufwallung von Freude, die lange Eingesperrte von jeder Veränderung der Dinge um sie her empfangen, in seine vernachlässigten und leicht grauen Hände, erkannte ihn als den Brotkorb des mütterlichen Frühstückes und betastete seine Ornamente mit der großen Zärtlichkeit des Erinnerns; und gewohnt zu gehorchen, näherte er sich dem Kamin, von dem aus große Buchenscheite mit der trägen Kälte kämpften, die Wände und der steinerne Fußboden noch von der Nacht her ausatmeten. Als er das oberste mit der Feuerzange behutsam über den Gluten drehte, bedeckte es sich schnell mit schwarzen Punkten und Strichen, die sich zu Schriftzügen verbanden und ordneten. Er erschrak so sehr, daß das kostbare Ei der zitternden Zange fast entfiel, und Schweiß stand ihm unter den Haaren: die Handschrift der Marquise, entstellt nur durch die ungewohnte Wölbung der beschriebenen weißen Schale! Er las: „Botschaft auf allen Eiern, großes Geheimnis.“ Er ließ das entzifferte liegen: sie hat sich chemische Linse verschafft, dachte er, während sein Herz und Puls den ganzen Körper erschütterte, so, daß er sich erst eine Minute niedersetzen mußte, um seinen Händen die Ruhe des Handelns wiederzugeben; dann röstete er eines nach dem anderen: „König Gnade versprochen, Verbannung“, sagte das eine, „morgen mehr, Eier essen, sonst Verdacht“, das nächste, und „N. krank, Prozeß zum Schein, guten Mutes“, das letzte. Darauf weinte er lange und wild, und noch in Tränen vollendete er das Rösten, aß alle vier Eier mit einem beinernen

Löffel und dem Salz, in das die Eier gebettet lagen, und sah auf den erkalteten Schalen die Schrift verschwinden. „R.“ heißt Richelieu, dachte er eine Stunde danach noch immer ohne Fassung, R. heißt Richelieu.

Er war ein Kranker gewesen, der an seinem kommenden Tode zugrunde ging; von diesem Tage an wurde er gesund und jung, er aß wie einst, er lief, um sich geschmeidig zu machen, stundenlang durch seine beiden großen Räume; plötzlich — aber nicht überraschend, denn das Ei sagte es voraus — gewährte man ihm Stunden, in den Höfen des Schlosses umherzugehen. Er nahm es als ein Zeichen der Gewißheit alles dessen, was täglich in zerbrochenen Säßen, als goldenes Frühgeschenk jedes neuen Sonnenaufganges, das zaubernde Feuer ihm weisagte. Zusammengefaßt lauteten die Botschaften der Mutter so: „der Prozeß werde zum Schein mit einem Todesurteil enden; aber ein Patent als Leutnant in den Regimentern, die nach Westindien gingen, sei schon ausgefertigt, und im Hafen von Lyon werde, wenn er auf dem Marktplatz dieser Stadt das Schafott besteige, schon die Flotte liegen, die auch ihn nach neuem Lande, neuem Frankreich tragen solle: niemand zweifle, daß er sich auszeichnen werde, und dann sei, nach dem Tode des Kardinals, seine Rückkehr gewiß. Daß er sein Todesurteil hören und das Haupt auf den Block beugen müsse, ehe ihm die Gnade des Königs gesagt werde, sei wie stets Bedingung; aber zwei Zeichen sollten ihm versichern, das alles sei nur Schein: der Henker werde sein Haar nur zusammenbinden, nicht scheren, und ehe man ihm die Augen verhülle, werde er die Kutsche der Familie am Fuße des Gerüstes sehen,

nicht in Trauer, sondern von den Stirnen der Pferde würden die Straußenfedern weißgrün herabgrüßen wie in den Tagen großer Gala. De Thous Geschick sei dem seinen gleich; und „ehre deine Richter“, sagte das Ei.

Am Morgen des zwölften September stand er auf dem Schafott wie auf einem Schaugerüst: prangend in Gold und perlmuttner Weiße lag die Stadt unter ihm, sie schwang sich zauberische Hügel von Herbstwald hinauf, und draußen, blau wie ein göttlicher Stein, stieg das Meer in den Himmel. Mit dem Winde drang ein erschütterndes Glück an sein Herz: grünweiß nickten die Farben des Hauses von den Federn der Pferde stirnen. Leuchtenden Auges küßte er den Freund auf den starren Mund, ungeduldig schritt er zum Block, das weiße Stäbchen brach; das Meer, das Meer, dachte er, indes der Henker ihm das Haar zum Schopfe band, und meinte damit: Freiheit, Freiheit. Und ehe man ihm die Augen verhüllte, stieg das Glück seines Herzens in einem seligen Lächeln auf sein Gesicht, und er kniete. Dann fuhr das Schwert herab in einem sonnenblitzenden Kreise. Als der Henker aber das Haupt ohne Binde und triefend, an den langen Haaren den Zuschauern zeigte, grüßte von dem weißen Antlitz eine so strahlende und stolze Freude, daß ein Schrei des Bewunderns antwortend die Neugier des Volkes in Anbetung wandelte.

Das Gerücht dieses lachenden Sterbens langte eher in Paris an als die Kutsche, die, aber ohne Gala, die Leiche des Sohnes zu den Eltern brachte. Ganz Paris, der ganze große Adel der Provinz schrieb sich in diesen Tagen an der Tür der Familie ein, und die Marquise empfing alle,

auch die fernsten Bekannten. Sie saß starr und schwach in ihrem großen geschmückten Bette und ließ sich ehren; eine Woche danach starb sie, und nur der Kardinal wußte, worin sie alle ihre Kraft so hastig verbrannt hatte: in dem Feuer, das jene Eier röstete. Und darum verbot er brüst, daß zu ihrem Begängnis mit dem König auch Gaston von Orleans hinter der Bahre herfahre, hinter der, nächst der königlichen, auch seine Kutsche ging, in der er saß, nachdenklich, bewundernd und trotz schweren Pelzes fröstelnd.

Quartettfaß von Schönberg

Wie beim Eintritt gehöriger Kälte eine Glaskugel, gefüllt mit Wasser, von selbst zerspringt, so erwachte Eli Saamen, Chemiker aus Rußland, erzogen in Deutschland, gelandet in Frankreich, am 12. Oktober mit dem gefaßten Entschluß, Paris zu verlassen, Europa, in dem er sich schließlich fühlte wie ein stiller Leser in einer Maschinenhalle, einem Warenhaus, einem Irrensaal und einem Lazarett, um sich nach Kleinasien zu retten, nach Palästina, ob sich dort nicht Inhalt finde für das Leben eines unerträglich amtslosen Juden. Er begann an demselben Morgen, der doch sanftbunt und herrlich aufstieg über dem Park Monceau, seinen Koffer zu rüsten, und am nächsten Tage fuhr er, die hebräische Grammatik, das Wörterbuch und den Pentateuch zum Lernen vor sich, von Erwartung schon halb belebt, halb noch müde wohl davon, daß er sich von niemand zu verabschieden brauchte, nach Deutschland, nach Berlin, das er ohnehin passieren mußte, um auf billigte Art über Odeßja — über Rußland, dachte er mit haßunterhölstem Gleichmut — Jassa zu erreichen. Die Berliner Geschäftsstelle der Zionisten gab ihm die nötige Auskunft; mit seinen 200 Francs monatlicher Rente konnte er dort bestehen, wie überall sonst. Am fünfzehnten abends hatte er keinen Grund mehr in Berlin zu bleiben; er

telegraphierte seinem Bruder Leo, der in Leipzig studierte, und mit dem er seit jenem Zanke vor ungefähr zwei Jahren weiter keinen Verkehr unterhalten hatte, damit man einander noch einmal sehe, ehe er einem so fremden Lande angehörte.

Am nächsten Mittag gegen zwei kam er in Leipzig an, und hatte die deutsche Sprache aus den Mündern von Schaffnern und Reisenden ihm selbst in Berlin noch erregend und heiß ans Ohr gesprochen, so reizte ihn der sächsische Tonfall dazu, sich Franzose zu fühlen und seine unwilligen Gedanken auf französisch zu formen, wobei seltsamerweise auch denjenigen seine Abneigung galt, deren Aussehen ihn auf Juden schließen ließ. Da festgesetzt war, seinen Bruder erst um fünf aufzusuchen, bestieg er, die leise spannende Erwartung mit Begehnis zu überdecken, am Bahnhof, dessen großgeschwungene Halle aus Eisenrippen ihm ein angenehmes Staunen geschenkt hatte, eine Straßenbahn und landete aussteigend dicht bei dem Denkmal, das vaterländische Geschäftigkeit dem Gedächtnis der großen Napoleonschlacht gewidmet hatte, und dessen pomp hafte Weihe unmittelbar bevorstand. Er umschritt das massenhafte Bauwerk mit höhnisch freundlichem Gesicht, er nannte es mit französischen Vokabeln ein enormes Nippes, indem er es in der Vorstellung neben Straßburgs Münster und Notre Dames Fassade stellte und plötzlich mit bildhaft gestaltender Sehnsucht die Pyramiden sah, die auch eine Schlacht Bonapartes schweigend überragt hatten, und denen er bald um soviel näher wohnen sollte. Wie losgelöst von diesem Erdteil er schon sein mußte, wie entfremdet seiner Luft, daß er hier unbeteiligt

ging und sah wie ein ganz Fremder, ein Japaner vielleicht, und mit Maßstäben wertete, die nicht hier gewachsen waren! Keine Monumentalität, urteilte er fast laut, eine riesenhafte Masse Stein ohne die Form des Riesigen, keine schwingende Linie, Brechung überall, Kleinkram, Ornament . . . Der abstruse Einfall, zehn- oder elfmal den gleichen Steinritter um die Krone des Werkes zu stellen, stimmte ihn heiter, und das Ganze schien ihm, aussehend wie der Formkern einer zu gießenden Glocke — war's etwa beabsichtigte Symbolik, kindlich unangebrachte? — grotesk ungemäß dem entscheidenden Ernst jener Lage, in denen ausbrechende Völker den letzten Helden niederwarfen, ihn, den er liebte, als sei er um 1820 geboren. Wie hätten die Damaligen, die Erbauer der Kathedralen, das Andenken einer solchen Schlacht gerettet und dem Triumph über solchen Feind ein ewiges Merkmal gesetzt? Eine Wand hätten sie gemauert, eine ungeheure Wand aus rohem Stein, zwei Wände besser, einander gegenüber, drei Meter entfernt, hundert hoch, hundert lang; die Decke das Firmament; und von einem mächtigen Querbalken, an einer neunzig Meter langen Kette von Stahl hätte das Haupt Napoleons geschwebt, gegossene Bronze, zehn Meter überm Boden, seine Züge unbewegt und schön über dem Volk, das zu ihm hinaufgafft; der Durchmesser aber dieses Kriegerhauptes wäre zweiunddreiviertel Meter gewesen, so daß es, stürzend, alle unter sich zermalmt hätte, wie Simson; denn hier in Leipzig, wo die Leute schlecht reden, haben sie's ihm abgeschlagen. Vielleicht hätte am Ende dieser Schlucht der Dom der Stadt geragt; damals hatten sie Seelen und einen Gott, Führer und Größe — heute

aber . . . und er fühlte Sehnsucht nach dem alten Lande, in dem das Leben noch jung war, kriegerisch, ein Anfang.

Bis fünf Uhr besah er sich die anbefohlenen Bemühungen launwarmer Bürger, einen schön gebreiteten Platz durch Löwenhäupter aus goldenem Gips und antikische Säulenpaare blaugoldbemalten Holzes auf kostbare und triumphierende Art klein zu schmücken; dann hatte er dreiviertel Stunden lang jenes Gespräch, von dem er sich unterirdisch soviel versprochen hatte: eine mühsame und kalte Unterhaltung über dies und das, ein Hin und Her, zerfahren und fast blöd, Langweile mit Worten verdeckt, und sein Bruder sah älter aber ganz unreif aus, begriff nichts vom Entscheidenden dieser Auswanderung, die er obenhin billigte — beide schienen gegen Ende das krampfhaftes Gähnen nicht mehr bewältigen zu können. Eli ging. Noch einmal gaben sich die beiden jungen Fremden die Hand, Stirn gegen Stirn gekehrt, ähnlich und ganz getrennt, im fahlen Lichte dieses wahllos möblierten Zimmers: dann schloß sich zwischen ihnen eine Tür aus guten Bohlen. Ein zarter Ekel, in Melancholie gehüllt, zerflog im kalten Hauch der Straße; er lächelte ein wenig, weil er sich vorher darauf eingestellt hatte, den Abend mit Leo zu verschwätzen — nun mußte er bis zur Abreise sieben Stunden überwinden. Die Anschlagssäule meldete ihm auf gelbem Plakat für acht Uhr das Konzert eines französischen Quartetts, das er in Paris hatte Beethoven spielen hören; obgleich musikalisch nicht eigentlich ein Kenner, erregte ihn Musik mehr als seine Kühle sonst zuließ, gab ihm Bilder und träumendes Gesicht, befruchtete die Lage hinterdrein, und darum suchte er sie liebend. Zwei Stunden bis zum An-

fang verlas er im Café Français mitten zwischen Bürgern, gepugten Leipzigerinnen und provinziellen Literaten; der zufällige und affige Name des Kaffeehauses ward ihm sinnvoll und genügte, ihm die Einbildung einer weniger feindlichen Umgebung zu schaffen. Er floh, als zwei Referendare die freien Stühle seines Tisches mit rücksichtsloser Verbeugung besetzten.

Der Konzertsaal, so anonym, daß er hernach nicht wußte, welcherfarb seine Wände, füllte sich langsam mit mißratenen Frauen in Röcken und Blusen ohne Schnitt oder in Kleidern von muffiger Farbe; viele trugen auf kleinen eingedrückten Nasen schwarzgerandete Klemmer aus Horn oder Brillen, gefaßt in Nickel. Man sang von allen Stühlen sächsisch; auch die wenigen Jünglinge taten es und entfremdeten sich so alle Sympathie Elis, der alsbald vermittelt eines heiteren Dekrets anordnete, sein Platz habe in diesem Raum nicht enthalten zu sein und befinde sich vielmehr auf der Plattform eines Turms, umgeben von einer Atmosphäre reinen Wasserstoffs, atembar ihm allein, den Eindringling aber mit Tod lohnend; und er gab eine Umwelt erst wieder zu, als die charakteristischen und bärtigen Anzüge der vier Musiker ihm vertraut, wenn auch vom andern Ende der Saalecke, und heimlich auftauchten. Sie stimmten, sie begannen; das Programm des Nachbars bestätigte: Haydn — eine junge und geballte Musik, klar gebaut und jubelnd, Singen, das ihm gegenüberstand wie Wiesen voll von Blumen und Bienen, windbewegt, besonnt und duftend, er laufchte lächelnd, innerlich einstimmend in alles Einfach-Schöne. Ihm fiel ein, daß diese Landschaft ihm bald fern sein sollte, aber er blieb froh:

überall sind elbische Götter und Bäume blätternvoll. Er trauerte erst als es schwieg; vom Kommenden hatte er sich nur gemerkt: heutige Musik, und der Rhythmus eines unbekanntem, nicht erinnerten Namens bewegte sich in seinem Ohr; sein Nachbar hielt das Blatt jetzt unzugänglich, und was am Ende lag an Namen?

Nach Applaus und Pause begann's von neuem: und die Musik griff nach ihm, griff, riß ihn hinein in eine strömende Blut, schüttelte ihn. Erst klang's herb, aber gleich merkte er die Herbheit einer neuen Süße, wie das Grau einer bewegten Straße vor dem gesammelten Blick in alle Farben zerfällt; da ist brauner Rot und grüner Rasenstreif, Häuser weiß und rosa, Menschen in Dunkelblau und Trambahnen gelblich. Stimmen sprachen, lockten und verflangen in der Bratsche, auferstanden triumphierend in den Geigen, angebetet vom Cello, Stimmen warm wie Haut, duftend wie Haar, geschieden wie Finger, geballt wie Faust, wehend und fallend wie Atem und Puls. Es floß; ja so fließt es, dachte er aufgerührt, so herb ist's, so verworren, so neu; er fühlte dumpf das ganze Leben dieses Erdteils unter dem unablässigen Tönen einer kämpfenden Melodie; so zieht's einen an sich und bettet ihn wie das Hören selig aufgeregte gebettet ist in die Vielfalt neuer Harmonie. Da steigen Kampaniles in eine perlmuttene Luft, sie zittern im Spiegelbild von Kanälen und der Lagune; da tauscht die Mitternacht von den Glockentürmen und taumelt trunken von allen Sternen durch die Wipfel des halbgeleerten Parks; da brüllen tiefstimmig wie schwere Saiten elektrische Wagen unter dem Asphalt von Straßen voll trommelnden Gefährts, und die Geige

singt, die Geige — der Geist singt in einsamen Lampen von Petrol und Gas, und das Licht fällt auf Stirnen, die sich furchen, auf mathematische Zeichen und Zeilen von Zahlen, auf Zeilen von Worten gedruckter Bücher, und in den Hirnen bilden sich die Sätze, die das Logische tragen, Erkenntnis, Wahrheit; da schweift das Cello im Schwellen auf und ab wie Bogen von Brücken über alle Flüsse, Brückenbogen aus Stahlblech auf steinernem Fuß, und die Eisenbahn dröhnt von Ufer zu Uferland voll Guts und Menschen, die in Schiffe steigen, wie ich in ein Schiff steigen will; da meißelt ein Greis am Turm der Arbeit, da kreisen elektrische Wellen und werden im Fernsten zum hörbaren Wort und die Geige singt, die Geige. Da werfen die Wälder ihr Laub von sich und stehen nackt wie Gerichtete, und Richter mühen sich überall um neue Gerechtigkeit aus totem Recht, und in den Feldern keimt die Saat. Da sitzen die Klassenbänke reihenvoll von Jugend in abertausenden Räumen. Da stehen bemalte Menschen Nacht für Nacht vor fatten Menschen, und das Wort toter Dichter pocht von Herz zu Herz. Und das Volk rührt verschlafene Fittiche, die noch rascheln, die noch nicht rauschen, und hinter jeder Krankheit sucht ein Arzt, daß er sie töte, mit Reagenzglas, Messer und Erz, das in Geheimnis strahlt, und die Geige singt, die Geige. Von Kanzeln her in halbleere Kirchen sprechen sie halbleere Worte vom alten Gott, und die Jungen suchen den neuen Gott und das neue Jauchzen. Überall sind sie ein wenig Affen und halb voll Scham und etwas müde und schnell im Ekel. Aus lebenden Fichten mahlen sie schlechtes Papier, Myriaden Seiten voll toter Worte schleudern sie in den Zweig, Geschichtenbuch

Lag zu schneller Wirkung und schnellstem Vergessen. Mit allem zu handeln sind sie bereit, Geld zu ziehen aus Geld, rüsten sie sich. Metallne Insekten werfen sie in die Luft, darauf zu schweben, in Schiffe von Metall strömt Gas und siehe, sie fliegen; und die Geige singt, die Geige. Da fallen sie brennend aus dem Raum, da zerschellen sie knirschend auf Gras, aber andere überfliegen das Meer. Ihre Weisen raten um den Sinn des Seins, ihre Mengen hasten am Leben entlang und die Städte fressen den Acker; in ihnen schnellt die Luft an Mauern und erstickt in Rauch. Es fließt und flieht, das Leben bricht herein über alle Saiten, schlägt kastadisch von Geige zu Geige, dauert ohne Pause, ohne Ende, ohne Schlaf, springt über Abgründe vom Cello zur Bratsche — nun singen alle vier, singen Eintracht und Hilfe, singen Zwietracht und Bier, und das Herz brennt; auf Oberflächen geht's dahin, blind vor Zweck, und die Frauen erwachen. Jauchzt, Klänge, atmet, ihr Lungen, gebt die Rhythmen der Arbeit, verwirrt die Eile des Vergnügens! und das Echte rührt sich in achtzig Herzen. Ihre Toten scharren sie in den Leib der Erde, verbrennen sie in der Seele der Flamme; sie gießen Kanonen zu Kriegen, aber die Völker lauschen aufeinander friedlich. Aus den Gerweiden der Finsternis schlagen die Knappen Kohle, die bunten Feuer entzwischen lachend den Schloten hingedehter Hütten. Die Dichter formen neues Schauen aus der Sehnsucht, und über den großen Städten kämpfen Maler um die Einfachheit der Dinge. Bücher flattern überall, es gibt nichts Neues mehr, Worte schallen überall, es gibt kein Schweigen mehr, Jagd rast überall, es gibt kein Langsam mehr. In den großen Städten ist

jeder allein, aber neue Seelen plagen sich durch sieben Häute und werden einander finden, und es fließt und tönt. Da werfen sie von sich die Überhelle, da tauchen sie sich ins Einfach-Dumpfe, da nehmen sie Käufche von Trank und Spiel und Lüste vom Mädchen der Gassen. Da sind sie Kluge, Arme und Tiefe, Blöde und Bunte, Einfältige, Dumpfe, da treiben sie hin, da wehen sie her, da stehn sie fest und graben sich ein, Lust und Elend, Bier und Pein und die Geige singt — —

Das Aufhören der Triebkraft, der Stoß jäher Stille warf ihn aus dem Saal; er schritt durch das ratlose Schweigen der Bürger wie nichts sehend, und trieb nichts sehend durch die fremde nächtliche Stadt, deren Pflaster feucht lag von unwirtlicher Luft. Nichts als dies eine Wort Europa war in ihm. Und wenn er vor einer Stunde noch als Verachtender gegangen war, überlegen, weil seine wahre Existenz, seine Wiedergeburt oder sein Tod, vor ihm im Zukünftigen stand, dieweil unterdes ein dämmern-des Warten sein Dasein ausdrückte — ein noch im Mutterleib Beschlossener, dessen erster Atem noch ungesogen und dessen Glieder noch ungelöst ruhten: so hastete er jetzt in brennender Helle, unsicher, geworfen, preisgegeben und ohne Schwerpunkt an Laternen vorbei, an Häusern entlang, über Plätze, ohne Richtung, ohne Weg. Wenn er lauschte, vernahm er in seinem Innern einen unabreißenden gestaltlosen Nachklang von Musik; und dieses Hinhören in dieser Stunde hieß: was tue ich, was soll ich tun, wie kann ich das alles aufgeben, warum ist hier meine Stelle nicht, warum spricht's denn so gierig zu meiner verwandten Seele — Europa, Europa? Gegenwart, warum will ich die Zukunft?

Aber die Sehnsucht und der innere Zwang, allzu zäh gewachsen aus dem Kern seines Ich, beharrten. Er fand den Weg zum Kaffeehaus wieder, in zwei Stunden erst mußte er am Bahnhof sein. Aber er erkannte jetzt, daß er nur auf Probe in die Ferne ging; nur zur Wahl beurlaubt, nicht endgültig entlassen. In der Nähe mußte die Säule stehen, die zuerst von dieser Musik gemeldet hatte; er kam nicht darauf, eine der benachbarten, näheren zu beachten und stand vor ihr mit dem Gefühl: ein Jahr nach heut werde ich dieses westliche Europa wiedersehen, um im Ernst zu wählen; und er lernte, um ihn nie zu vergessen, den Namen des Musikers Arnold Schönberg.

Zwei Stunden später saß er im Zug und hörte im Lakt seines Stampfens das Wort: Oh Wiederkehr! Oh Wiederkehr!

Der Bürgermeister



Weiße schimmerten ihre Schultern, entblößt über dem grünen Kleid von Seide, und an den schmalen Hüften hinab floß ein Überwurf von blauem Flor, der golden schillerte: so stand sie zwischen den Kerzen des Spiegels und bemühte sich mit bebenden Fingern, ein Perlenband im Nacken zu schließen.

„Hilf mir, Paul. Wie schlank du heut bist . . .“ Der Bruder stieß den Dolch in die Scheide, die ihm am Gurt hing. Das florentinische Kleid, mild rot, mit kurzer Jacke und eng anliegend vom Gurt abwärts, machte ihn geschmeidig, schmal und Knabenhaft, bei breiten Schultern. Er faßte die Schwester bei den Hüften und erschrak im Augenblick, da er ihren Hals küßte. „Wie du zitterst! Fühlst du dich krank etwa?“

Sie wandte ihm das Gesicht zu und er sah Tränen an den Wimpern hängen.

„Hilf mir, Paul, oder es geht mir schlecht . . . Hilf mir, daß Vater mir Geert zum Manne gibt, oder es geht mir sehr schlecht. Ich habe noch sechs, sieben Monate Zeit — dann . . .“

Er neigte sich über ihren Schmuck und schloß ihn, aber nun bebten seine Finger. Es war eine kurze Weile nichts zu hören als ihr schluchzendes Atmen und das Wehen

der Seide, wenn sie sich die Augen trocknete. Dann sagte er mit gefasster Stimme:

„Ihr wart unvorsichtig.“

„Wir lieben uns allzusehr. Wir sind beide jung. Du weißt, er meint es ehrlich.“

„Er ist mein Freund. Es ist gut. Weine nicht, Schwesterchen, damit du die Schönste auf unserem Feste bist. Vater wird einwilligen; wir werden ihn überlisten, ich und Helena.“

„Helena? Sie war so lange nicht bei mir . . . Was willst du ihr sagen?“

„Alles. Ja, sie kam nicht her, ich wünschte es nicht. Der Wittwer sah sie mit allzu heißen Augen an, und da er mein Vater ist, ließ ich sie wegbleiben.“ Er lächelte ein bißchen: „Nun, heut hat die Tochter ihren großen Tag, wo sie Onkel Hans feiern.“

„Es wird mir schwer, daß sie wissen soll . . .“

„Seid ihr nicht Freundinnen?“ Sie schüttelte schnell den Kopf, wie über etwas ganz Löriches:

„Doch nicht bis dorthin. Und Vater ist so hart . . .“

„Nichts fürchten, kleine Anna; traue mir und deiner Schwägerin; du hältst für Leichtsin, was Mut und Leidenschaft an ihr ist . . . Sie ist deine Schwägerin und soll bald auch so heißen.“

„Ach! Auch ihr. — Und wie wollt ihr ihn fangen?“

„Ich liebe das Unvorhergesehene, du billigst nur das Gerade — also schweig ich. Aber sicher ist, daß du froh sein sollst, diese Nacht und manche spätere. Es wäre schade um so viel Schönheit und Güte. Komm, gib mir einen Kuß. Holt Geert dich ab? Ich fahre zu Helena.“

„Ach, Paul! Wenn es glückte! ich habe noch immer solche Furcht, alle Kerzen brennen mir trübe.“



Er ließ sich melden; ihre Eltern saßen, wie sein Vater, längst im Rathhaus. Als sie beide allein waren, legte sie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn lange; er hielt vorsichtig ihren Leib, damit er ihr Kleid nicht verderbe: eine gelbliche Seide, in die große blaue Mohnblumen gewebt waren, umzogen von rieselnden goldenen Flüssen. Aus spitzem Ausschnitt hob sich ihr goldener Kopf.

„Du bist heute noch rosigter als sonst und noch blonder, und sehr schön,“ sagte er zärtlich. „Aber höre, was es gibt,“ und er weihte sie ein. Ihre großen Augen blickten unverändert und ganz kindlich, während er sprach, und sie machte lächelnd einige Schritte; das Kleid schmiegte sich reizend an das Spiel der Glieder. Dann breitete sie die Arme aus:

„Oh Paul, daß wir alle so herrlich jung sind! Mein Onkel wird mich heut abend sehr lieb haben. Und wie weit darf ich gehen?“

„Nicht allzu weit, Helena, keusches Mägdlein! Und sieh dich vor: der alte Mann ist manchmal unbesonnen, besonders nach Wein.“

„Keine Furcht; er ist schließlich der Bürgermeister, der heute meinem berühmten Vater ein Fest gibt, und die Haltung nicht verlieren darf. Arme Anna! Stets kommt das Unglück über die Guten und Hilflosen. Uns beiden . . .“

„Ja, du bist gewißt . . .“

„In einer Lehre, wie der deinen! Weißt du, Floren-

tinier, daß ich dich heute Paolo nennen möchte, oder besser noch Nicolo, mein liebster Machiavell!"

„Bleiben wir lieber bei Paul, und gehen wir.“



Das Pflaster der Straßen war noch immer warm von der Hitze des Junitages, man konnte darauf liegen, und manche taten es, Kinder und junge Burschen, obwohl die Sonne schon vor einer Stunde getaucht und alles voll Abend hing. Der Himmel stand tief durchsichtig über dem Rathausplatz, rätselhaft und zauberisch erhellt von der fernen Mitternachtssonne, die, selbst nicht sichtbar, ein Licht ohne Quelle über die Stadt goß, eine weißliche Helle über der der Nordhimmel sich türkisch schloß. Die Paläste um den Platz schnitten sich schwarz in sein grünlich leuchtendes Blau, und ihre Fenster, rötlich entflammt, starrten wie ertote Augen auf alle Menschen. Auf dem Platze tanzte das Volk, es strömte durch die Straßen ein und aus; alle Wagen hatten langsam zu fahren und die elektrischen Bahnen durften heute ihre Schienen nicht durch-eilen: die Stadt, das kleine Land, das ganze Volk gaben dem berühmten Sohne, der als erster in Wahrheit den Nordpol erreicht und die heilige Flagge der Heimat inmitten des Eises gehißt hatte, das Fest der weißen Nacht, Johannismacht und Sonnenvende. Nur ein einziges Feuer brannte auf dem weiten Platze, mit der Nachthelle kämpfend: in erhobener Schale eine donnernde Fackel brennenden Gases, deren Loben mit dem Lachen und den Stimmen aller Menschen, dem Zischeln windbewegter Bäume und dem Singen der Geigen zu einem erregen-

den, gleichsam siedenden Rauschen zusammenfloß, stetig wie der ~~Kraus~~ des Meeres, das drüben im Hafen an die Mauern schlug.

In dem vertieften Raum vor dem Rathaus, zu dem man einige Stufen hinabstieg, ward jedermann Früchte, Getränke und kalte Speisen gereicht; sie standen vor den langen Tischen ohne Bier, und die Gesättigten machten den anderen Platz, die ohne Drängen heranzogen, Ströme von gesättigten Menschen. Die Beladenen stiegen die breite Treppe empor, traten durch das Portal, über dem der bronzene Bischof thronte, der einst diese Stadt gepflanzt, und befanden sich in dem ersten Hofe, der überaus weit und hoch oben mit Glas überdeckt, eine Festhalle schuf für Tausende von Gästen. Sie war erleuchtet; ihre weißgrün bemalten Wände glänzten wie eben entstanden, von den Galerien hingen Fahnen herab mit den Wappen aller Städte des Landes, und über die Brüstungen waren Teppiche des Orients gebreitet, rot, schwarz und blau verschränkt. Auf den breiten geschnitzten Bänken von dunkelbraunem Holz saßen im Glanze aller ihrer Orden die geehrten und ältesten der Gäste hinter weißgedeckten Tischen, die von Blumen und Kristall blinkten, und tranken einander mit ihren Kelchen zu, über den schwarzen Festkleidern den Venezianer Mantel von grüner oder schwarzer Seide. An der einen Längsseite, mitten unter dem besten Adel und den bürgerlichen Patriziern, umgeben von den Würdenträgern der Stadt, saß aufrecht und schlank der König, in der roten Uniform seiner Garde, und blickte lächelnd auf all die jungen Menschen, die durch die Halle drängten, in allfarbig bunten Gewändern und heiß von

der Lust des Festes, die die Treppen hinauffstiegen durften, durch die Galerien schlendern, in den dunklen kühlen Korridoren weilen und im Saale oben tanzen oder im zweiten Hofe, im dämmerigen Garten verschwinden, in dem der Himmel blau stand und die Brunnen redeten. Er fühlte sich jung wie sie und saß freundlich und höflich zwischen den beiden Greisen, dem gefeierten Forscher, dem man schließlich einen weißen Seidenmantel mit Kapuze umgenötigt hatte, aus dem sein Bart wie eine gelblichweiße Welle hervorsprang, und dem Bürgermeister.

• • •

In der feierlichen Tracht seines Amtes saß er da und sah gesammelt und mit ruhigen Blicken auf das bunte und frohe Treiben, ein breiter Alter in schwarzem Tuch, Pelzwerk und einem schneeweißen gefalteten Kragen, der den Kopf wie ein Teller trug; sein Samtbarette lag wie ein schwarzer Vogel auf dem weißen Tisch Tuch dicht neben einem Strauß blutroter Rosen. Sein Gesicht trat groß und rotbraun aus all dem dichten Weiß vollen Haares und des Bartes, der rechts am Munde vom Rauchen gelb gefärbt war wie die goldene Ehrenkette auf seiner Brust. Sein Vetter und er hatten die gleichen grauen Augen, klein unter starken Brauen, und das gleiche Kinn, nur vertiet seine Farbe mehr Blut in allen Adern. Da der König in Schauen ganz verloren schien, erlaubte er sich einen Augenblick Nachlässigkeit und lehnte sich in den Sessel rückwärts, sein Glas füllend — zum achten oder neunten Mal? Er wußte es nicht, auch spürte er keine Wirkung auf sein Gemüt. Seine Blicke streiften

gleichgültig die große Statue Johannes des Täufers, die man aus der Gypstothek geholt und ihm gegenüber aufgestellt hatte, als Patron der Nacht: eine große nackte grüne Bronze mit schreiendem Antlitz — dann senkten sie sich hinter halbgeschlossenen Lidern auf die Schar der Glücklichen, die von Eingang zu Ausgang strömten. Er haßte sie allesamt, weil er alt und noch voll von lebendigem Blute war, schwer von langem Leben und mit wachen Begierden in der beengten Brust. Er hätte sie mit Fäusten und den noch mächtigen Armen an sich pressen mögen und sie so erdroffeln, ersticken, erwürgen, sie alle, die nach Lust und Jugend rochen, und gierig den Duft ihrer Leiber einsaugen und sich davon nähren. Sein Herz hämmerte schweren Schlag. Seine Augen mußten alle diese Mädchen sehen, geschmückt, heiß vom Tanz, am Arme albernere junger Menschen mit den äffischen Mienen Glücklicher; alle diese nackten Schultern, diese Kehlen, diese Arme; diese Leiber, die unter dem Glanz der Kleider rosig lebten. Er ballte die Fäuste unterm Tisch, sein riesiger Leib streckte sich, er verbiß ein Stöhnen und preßte die Lider schmerzhaft aufeinander. Als er sie öffnete, setzte er sich mit einem Ruck zurecht: er erblickte Helena. Sie kam mit den anderen auf ihn zu, sie, die er begehrte und liebte mit einer Greifenliebe hart wie Haß.



Sie lachte ihm schon von weitem zu und winkte, indem sie die Hände über allen Köpfen schüttelte; sie vergaß die Nähe des Königs und bat mit einer schmeichelnden Kinderstimme und weitglänzenden Augen. Auf ihren lichten

Schultern ruhte der Liebreiz, die Schönheit und die Jugend des ganzen Festes.

„Du mußt mit mir tanzen, Onkel, ich bitte dich!“ Und Paul gab sofort eine nähere Erklärung:

„Man will Polonäse durch das Rathaus machen und du sollst führen, Papa.“

Der Bürgermeister streifte seinen Sohn mit einem verachtenden Blick und wandte sich zum König, ob Majestät erlaube, ihm die jungen Leute zu präsentieren? Aber der König erlaubte es nicht nur, er wünschte es vielmehr dringend, er bat darum, und sogleich wandte er sich mit einer Frage an eines der Mädchen — nicht an Helena, deren Ungeflüm ihn vielleicht ein wenig verflörte, sondern an die sautblickende, schwarzhaarige Anna — mit der Frage, wie sie sich unterhalte. Dann erklärte er aus freien Stücken seine Bereitwilligkeit, an dem Rundgang teilzunehmen — und nach diesem Worte wagte der Bürgermeister nicht mehr, zu zögern oder sich zu weigern. Er fürchtete den Tanz, Helenas Nähe und sein Blut, er wußte, daß die Prüfung grimmig an ihm reißen würde: dies schimmernde Geschöpf dicht neben sich, und ihren nackten Arm an dem seinen, und neben ihrer Hüfte sein Schritt. Der König bestand darauf, nicht zu führen; das gebühre dem Hausherrn, und er wisse herzlich schlecht Bescheid in den Gängen; er begnüge sich mit dem zweiten Platz. Danach richtete der Bürgermeister sich schweigend auf und nahm den Arm seiner Nichte, die sich blond und zierlich an den großen Breis schmiegte. Der König legte freudig und erlöst seinen Arm in den Annas; Paul fragte: „Und du, Onkel Hans?“ Der Gefeierte weigerte

sich aber — wenn Majestät erlaube — auch nur einen Schritt vom Plaze zu tun. „Wir werden an Ihnen vorbeifilieren,“ lachte der Herr, und während sich viele Paare angeschlossen und die Bequemen an den Tischen Heil riefen, staunten und sich freuten, begab man sich hinauf in den Saal, wo der Zug seinen Anfang nehmen sollte. Paul blieb hinter dem leeren Stuhle des Vaters stehen, neben seinem blonden Freunde Geert, den der Bürgermeister dem König vorzustellen wohl vergessen hatte.



„Bist du böse, Onkel Hans, wenn wir uns das von der Treppe ansehen?“

„Geht nur, Jungens,“ antwortete er, und die beiden gingen.

Er saß fast allein an seiner Tafelseite; viele von den Älteren waren dem Könige gefolgt. Er war froh, einsam zu sein und ein wenig aufzuatmen. Erfreulich, so geehrt zu werden — aber er verfrug so viele Menschen noch nicht recht und so lautes Treiben; noch hing ihm im Ohr die große kalte Stille. Nun saß er hier, alt und ein wenig mürbe, im Frack und weißem Seidenmantel, Orden auf der Brust und Wein vor sich, Blumen, viel Licht . . . Wie sonderbar es einem erging. Er dachte an seine vier vergeblichen Reisen, nach denen man ihn immer enttäuscht aufgenommen hatte, sein Vetter am kältesten . . . und dann versuchte er es eben zum fünften Male. Er dachte an den Winter im eingefrorenen Schiff, der die Butter in gelben Marmor verwandelte, das Öl im Faß zu einer Walze von Bernstein und das Fleisch

in rotes Holz, das man mit Beilen bekämpfte; und an das Haus, das sie sich aus Preßkohlen bauten mit Wasser als Mörtel, der sogleich gefror. Dann plagte das Eis und sie dampften vorwärts, nordwärts; ließen das Schiff im Eise und setzten sich in die Schlitten, vor denen die Hunde bellten. Er dachte an die Gefährten, mit denen er manchen Tag nicht mehr als zehn Worte sprach und an die Nächte im Schlafsack. Er dachte daran, daß er einen Monat lang nicht aus den Pelzen gekommen war, ungewaschen, daß sie von Zwieback, Fett, Zucker und Schneewasser gelebt und mit eisigen Fingern, trotz aller Handschuhe, die Instrumente bedient und die Breite gemessen hatten. Vorwärts, nordwärts — und dann hißten sie eine bunte Flagge mitten im besonnten Schnee auf einem Hügel, den sie schaufelten, und begruben Dokumente in metallenen Flaschen. Sein Herz war stark, denn es war damals nicht zersprungen. Und dann zogen sie zurück — und er erinnerte sich trauernd der Hunde, der braven mageren Tiere, die sie schließlich hatten töten müssen, zur Nahrung.

. . . Ach ja, nun kam ja wohl der Festszug, ihn zu ehren, und er mußte wohl aufstehen und den König grüßen . . .



Knaben voran mit Fackeln, und Musiker, die mit Geigen, Flöten und Obeon Polonäse spielten, aus einer vergessenen, deutschen „Faust“-Musik: dann der Bürgermeister, neben dessen schwarzer Tracht Helenas Gewand winkte, gelblich, schwarzblau und golden; und der König, der vor dem greisen Helden salutierte, neben Anna, der das Lächeln

schwer wurde — und hinterdrein alle die Paare, all die jungen lockenden bunten Paare . . . Sie umkreisten den Saal und neigten sich vor dem Alten, der dort steif aufgerichtet stand und dankte, dem nackten Läufer gegenüber, dessen einsames grünes Antlitz über die Geschmückten hinaufschrie, hoch oben von seinem Sockel, und den niemand sah; aber sie hatten ihn vergessen, noch ehe sie den Saal verließen und Zärtlichkeit und Freude am eigenen Glück leuchtete in den Augen und sprach aus den Lippen hinein ins Schreiten der Musik. Sie stiegen die Treppen hinauf und schlenderten durch die Galerien, durchzogen in zwei Zügen die Korridore, an deren Enden sie sich trafen und freudig wie nach langer Trennung begrüßten, sie stiegen hinab in den Hof, in dem der Himmel nachtblau stand und die Brunnen redeten, und durchzogen alle gebogenen Wege des kleinen Gartenhofes: die Fackeln rauchten und warfen rote Lichtflecken auf Paare, die im Grase saßen oder auf Bänken, und sich nur rührten, indem die Frauen das Gesicht an der Brust des Mannes verbargen.

Helena, ganz vorn und stets im Licht, hörte nicht auf vor Übermut zu lachen, ein Lachen, das wie Jauchzen klang. Beständig waren ihre Augen zu dem Greise erhoben, an den sie Arm und Schulter schmiegte, beständig trafen sie seinen schweren glimmenden Blick, der auf ihr lastete. Sie streichelte seinen weißen Bart und begrub in ihn ihre kindliche Hand; ihre roten Lippen regten sich ohne Müdigkeit und liebkosten ihn mit kindlichen Worten:

„Wenn du wüßtest, wie froh ich bin, Onkel! Und so stolz, mit dir zu gehen! Zu denken, daß der König hinter dir hermarschiert und wir den Vortritt haben!“

„Schweig,“ sagte er leise, ohne Ton und Härte.

„Und trotz Anna hab' ich den schönsten Ritter. Niemand, selbst nicht Vater, ist so groß und stark wie du und hat einen solchen Bart wie du; er ist von weichem Silber. Nicht wahr, du kannst mich mit einem Arm hochheben, bis mein Mund an deinen reicht, mit dem linken; ich bin ja so leicht.“

„Schweig.“

„Laß mich doch reden, ich bin so glücklich! Fühle einmal, wie mir schaudert; mich friert im Freien ein bißchen. Darf ich mich in deinem Mantel wärmen? Leg einen Zipfel um meine Schulter, Onkel, das darfst du schon, nicht wahr?“

„Ich bitte dich, schweig!“

Aber er legte, unter dem Mantel, seine heiße Hand um ihre nackte Schulter. Er zitterte und seine Stirn schien braunrot unter den weißen Haaren.



Zwei junge Männer stehen müßig oben am Geländer der Treppe des zweiten Stockwerks, und sehen unter sich den langen schimmernden Märchenwurm heranziehen: er wird noch diese Stufen hinaufkriechen, tönend und blinkend, auf der anderen Seite hinabsteigen und im Tanzsaal zerreißen, in alle seine einzelnen Glieder auseinanderstieben, die lustvoll kreisend im Walzer wirbeln wollen, rund um den Saal, wie Irre. Sie wechseln spöttische und heitere Bemerkungen über jedermann, über den Bürgermeister wie über den König, der so zärtlich seinen roten Ärmel an Annas grüne Seide drängt . . . Sie wollen beide über-

legen sein und ihre Einsamkeit mit Geist verbrämen, der rote Florentiner wie der blonde Ritter im langen weilschwarzen Wappenrock, und es gelingt ihnen beinahe . . . Aber ihre Herzen sind wenig bei der Sache, und wenn Geert Sehnsucht nach Annas Augen fühlt und die Demütigung nur tief unten nagt, die ihm der Bürgerneister angetan, so bezwingt Paul mühsam seine reizende Eifersucht und diese uneingestandene angstvolle Unruhe: er hat den Blick gesehen, den sein Vater auf Helena glimmen läßt, immerfort, immerfort . . . Und sie fühlte sich allzu glücklich neben ihm, stellte sich nicht so, war es . . . Die Musikanten, wie Herolde gekleidet, nähern sich dem Fuße der Treppe, den die Fackelknaben schon beschritten haben: was gibt es? Helena drängt an ihnen vorbei, eilt mit gerafftem Kleid voraus, hinauf, ist im Nu bei den beiden, atemlos, strahlend und heiß:

„Paulchen, lauf! In die Garderobe! Im Mantel deines Vaters das Schlüsselbund, schnell!“

„Helena, bleib! Ich bin toll nach dir!“

„Später! Majestät will aus den goldenen Pokalen trinken! Schnell! Jetzt versuch' ich's, es glückt! Ich darf mitgehen, sie tragen!“

„Aus den Pokalen des Zaren?“ Halt, nein, genug! Anhalten seines Herzens bedeutete dieser überflüssige Ausruf; aber er traute sich nicht, und durchschaute beides qualvoll.

Sie antwortete durch Nicken; sie hatte nur wenige Schritte abwärts zu eilen, denn schon drängten die Fackelträger die beiden an das Geländer, die Klarinetten schrien ihnen in die Ohren, der Zug langte oben an.

„Paul!“ Der Bürgermeister jagte den Sohn mit einer Geste des Kopfes, einem Heben des Kiems die Treppe hinab in die Erfüllung des Auftrages.

„Wohin bringen?“

„Schlüssel hier in die Tür meines Arbeitszimmers stecken. Wird es?“



Die beiden jungen Leute liefen schon: die Treppe hinab, noch eine, einen Korridor entlang, durch die Halle ins Treppenhaus des Eingangs, wo die Überkleider lagen. Stumm vor Haß riß Paul das Schlüsselbund aus der Manteltasche und ebenso wortlos liefen sie wieder hinauf. Sie fühlten sich erniedrigt wie von Schlägen, ohne Widerstand und eigene Seele, in dieser Erfüllung des Befehls waren sie nichts als Gehorsam und Grimm darüber. Des Jar-Befreiers kostbare Pokale standen in einem festen Schrank im Empfangszimmer des Bürgermeisters. Geert leuchtete mit einem Zündholz, während Paul den Schlüssel ins Schloß steckte; dann gingen sie langsam zurück durchs Dunkel.

„Wohin? In den Saal zum Walzer? in die Halle zu deinem Onkel?“

„Nein. Ich will mir im Garten den Kopf kühlen, die Hände ein bißchen in den Brunnen halten.“

Sie traten hinaus, atmeten tief und gierig und ließen sich im Dämmerlicht das Wasser auf die Hände fallen, das ein sitzender Bär aus dem Maule spie, hoch hinauf und herabfallend auf sein ganz nasses Fell von Bronze. Im lichten Blau stand ein einzelner Stern. Vom Turme

schlug die Uhr dreimal, ein Glockenspiel begann zu singen: aber nach neun Tönen brach die Weise qualvoll ab.

„Dreiviertel zwölf?“

„Ich finde, dein Vater behandelt mich hinreichend schlecht.“

„Dafür behandelt dich seine Tochter ganz gut.“

„Süße Anna! Haßt er mich denn? Warum nur?“

„Hassen? Ach nein . . . Er verachtet dich bloß, mein Lieber, uns alle. Wir sind ihm zu wenig, Zwerge.“

„Aber mich allein beschimpft er.“

„Dafür wirst du seine Tochter heiraten. Gib mir deine Streichhölzer.“ Wer bist du denn, Mensch, daß ich dies wage, für dich?

Geert befeuchtete Stirn und Schläfen und die angestrengten Augen, dann sagte er aufatmend:

„Ja, das werd' ich. Jetzt muß er mir Anna geben.“

„Muß?“ Das aufblitzende Feuer riß Pauls Gesicht aus dem Dunkel mit weit offenen Augen; die Zigarette brannte und es verlosch.

„Hat sie dir nichts gesagt? Laß mich auch rauchen.“

„Und du glaubst, er werde deshalb . . .“ Der Schreck machte ihn verstummen: das unsinnige Spiel überflüssig! Das Wagnis überflüssig, das ihm die Brust mit Qual füllte und das Hirn mit glühflüssiger Eifersucht . . .

„Es gäbe einen Skandal. Nein, er wird sehr toben — arme Anna! und am Ende sich beugen.“

Allein Paul konnte nicht zugeben, daß seine Leiden sinnlos waren: er mußte widerlegen, was er innerlich entsetzt bejahte, widerlegen auch vor sich:

„Mein Vater sich beugen? Du kennst den Witwer nicht:

Paul und sie mit Geert. Du weißt, die beiden haben sich auch lieb, und sie leidet sehr.“

„ . . . Weiß ich.“

„Dann kann niemand reden, nicht wahr? Versprichst du mir's?“ Und sogleich sagte er einfach: „Ja“.

Triumph wie ein Schrei kam in ihr auf, erfüllend, heiß. Sie wollte ihn küssen, aber er wehrte sie sanft ab.

„Nimm die Becher und komm.“

Wenn man fragen würde, warum sie länger ausblieben, würde er von Dunkelheit lügen und von Streichhölzern, die er hatte holen müssen, denn die Pokale waren kostbar. — Nun würde er also noch lernen zu lügen, wie ein Feigling. — Es war so völlig gleichgültig, wen seine Tochter heiratete; mochte sie mit dem Laffen glücklich werden. Dies Kind, Helena, hatte ein gutes Herz. Da sie den Sohn wählte — um so besser. Diesem Menschen Rechenschaft schulden? Welch ein Einfall! Ein anderer stand richtend vor seiner Tat: er selbst. Richter der Menschen: was verdiente der Irre, der Freche, der eine heillose Hand hob wider den Baumeister seines Werkes und dieses Lebens Schöpfung? Seine Zähne knirschten aufeinander. Er hatte verdient, zu sterben: weg mit ihm! Und der andere verschwand, es gab nur noch einen: ihn selbst: Der Riß schloß sich. Er gab sich noch vierzehn Tage Frist.

„Wenn sie fragen, Onkel, wo wir geblieben sind, werde ich sagen, ich hätte mich am Knie gestoßen und geweint. Du sollst nicht nötig haben, zu lügen.“



Nun saß er wieder aufrecht an seinem Tische und sah mit hellen Augen dem Feste zu, das glanzvoll gipfelte. Es schien ihm plötzlich unsäglich liebenswerth und rührend und gleichzeitig nahegehend und weit entfernt von ihm. Er fühlte sich erneut, als habe er im Strom gebadet, während es donnerte, und atmete nun, ein Gereinigter, die gekühlte und glashelle Luft nach dem Gewitter. Ja, ihm war so leicht zumute, daß er sich ähnlicher Unbeschwertheit kaum entsann. Wohl war er von seinem Frevel sogleich aller Selbstherrlichkeit beraubt worden, in die Hand eines kleinen süßen Mädchens gegeben, das seine letzten Jahre abschneift, seine Pläne umwarf, und das ihn hatte vor Lüge bewahren können. Und der Blick zwischen seinem Sohne und ihr, das erlöste Aufstrahlen in den Augen seiner Tochter, ein Nicken und Händedruck hatte ihn gelehrt, daß irgend etwas an dem Ereignis willkommen, vielleicht geplant war. Unendlich fern von ihm, ganz weesenlos lag die Welt, in der er derlei sichtete. Er würde die Kinder dieser jungen Leute nicht erleben, und sein Werk stand fest — unantastbar durch Söhne oder Enkel leuchtete Macht und Glanz seiner Stadt wie eine Krone über dem Lande: der König hatte kommen müssen, sie zu ehren. Vielleicht wurden es Menschen mäßiger Art, vielleicht auch brachte Helena ihrem schmalen Manne einen Erstgeborenen von eigenem Wuchs — mochte sein, was da wollte. Er brauchte ihnen nicht zu verzeihen, nicht einmal sich selbst — so gerechtfertigt und durchsichtig sah er alles vor sich und ließ es gut sein, während er sich gelassen entfernte. Wenn Schuld den Schuldigen beugte und zerdrückte, so hatte er keine auf sich: denn er spürte eine Erhabenheit in seiner

Brust, die glücklich machte. Sein Urteil war gesprochen, es klang gerecht und gut, und er fand sich entführt, jetzt schon. Noch vierzehn einzelne Tage würden kommen, bestehend aus Morgen, Abend und Nacht, voll von Atmen, Schauen und notwendiger Arbeit — und in der Nacht des letzten eine letzte Flasche Wein, und im kleinen Rund des letzten Glases der Tod.

Er blickte um sich, hell und heiter, ganz ohne Abschied und übertriebenes Gefühl, und sah, als sähe er sie zum ersten Male, über den Köpfen der Freudigen die Bildsäule des Läufers steil aufragen, des Patrons der Nacht: nackt und bronzegrün, mit einem Körper ohne Fleisch und schreiendem Anblick, schreiend vom Leid der Menschen und der Inbrunst, sie zu retten. In seinem Dastehen war ein gewaltiges Schreiten der gehenden Beine: ihm dünkte, er käme gerade auf ihn zugegangen und auf ihn allein von allen diesen — die Welt, die nicht richtete, weil sie liebte, grüßte die andere, die gerecht richtete, weil sie die schmerzliche Last trug, Ordnung und Gesetz zu bauen über dem Chaos und den Trieben. Da durchglühte ihn ein heißes Steigen von Stolz, daß er allein auserlesen sei, und vielleicht war dies ein Gleichnis des ganzen Lebens der Schöpfer, des Leids über der Lust der Menge, das für ihn hier aufgestellt worden war, um ihn zu ermutigen und sein Los zu billigen. Er richtete seine Augen scharf und frei in die fernnen Augen aus Schatten und grünem Metall, und hob ihm mit unmerklichem Gruße das Glas entgegen, ehe er trank.

